



Der Pilger

Der Pilger

und sein Wandern durch des
Lebens Glück und Unglück

von

H. Weizenberg.



St. Petersburg.

Buchdruckerei Kugelgen, Giltch & Co., Katharinenhofer Pr. 87.

1914.

J. Pichler

Inhaltsverzeichnis.

- I. Friedental und Friedensschloß.
 - II. Freiheitsdorf.
 - III. Ober- und Unterdorf.
 - IV. Tränental.
 - V. Walddorf.
 - VI. Rettungsburg.
 - VII. Heimkehr und Daheim.
-

Vorwort.

Ein Erdenbewohner der mit der menschlichen Ordnung nicht zufrieden war, sann hin und her, wie das Leben anders, und viel besser einzurichten wäre. „Warum sollen manche Menschen so viel haben und andere dagegen wenig oder gar nichts? Warum Überfluß und Mangel, Pracht und Herrlichkeit und wiederum Not und Elend? So steht es in dieser Welt, und jenseits scheint es nicht besser zu sein. Einige erwarten himmlische Freuden und andere dagegen höllische Qualen. — Warum die Hölle und warum die Qualen hier und dort? Glücklich wollen wir sein und die Jugendfreuden sollen von der Erde nicht verscheuht werden.“

So sprach er, und wenn er noch vieles von irdischen und himmlischen Dingen, von Glück und Glückseligkeit gesprochen und gegen alles Bestehende seinen Widerspruch erhoben hatte, da erschien ihm eine Vision, eine himmlische Gestalt, ein Genius in weißen Gewändern, mit ausgebreiteten Flügeln, einen Papyrus im Arm tragend. Er breitete die Rolle aus und da stand geschrieben:

„Im Menschen selbst ist sein Himmel und seine Hölle. Bleibe treu dir selber und deinen menschlichen Pflichten, so bist du einer der glücklichsten Erdenpilger. Bleibe treu der Tugend und du behältst die Frühlingfreuden auch trotz des finsternen Herbstes und trotz des strengen Winters. Bleibe treu der Hoffnung und der

Liebe, so erhältst du die Krone des Lebens, welche dir niemand, weder das Glück noch das Unglück, entreißen kann und du gelangst zum seligen Ziele, lebst von Zeit zur Ewigkeit.“

Der Genius verschwand und der Pilger sann noch lange nach, was der Genius ihm verkündet hatte. Himmel, Hölle, Frühlingsstimmung, Pilgerschaft usw.

Ja, ich will Pilger werden. Die Welt will ich kennen lernen und werde sodann gewiß finden, wie ich mir und meinen Mitmenschen am besten nützlich sein kann. Treu will ich sein meiner Pilgerschaft und ach! die Frühlingsstimmung will ich festhalten. Es ist jetzt Frühlingszeit und die Frühlingsstimmung geleite mich mein Lebelang.

1. Friedental und Friedensschloß.

Mit fröhlicher Stimmung ergreift der Jüngling seinen Wanderstab und die Welt lacht ihm entgegen. Er sieht die blühenden Felder und die schönen Wälder, er sieht die Ländchen, Dörfer und Städte. Es ist Frühlingszeit, Frühling außen und Frühling innen. Die Menschen, denen er begegnete, waren glücklich und fröhlich, alles Unglück blieb ihm fürs erste verborgen. Er sah Reiche und Arme, und war überall willkommen. Nur machte es ihm immer Bedenken, warum es überhaupt Reiche und Arme gibt und warum nicht alle Menschen materiell gleichgestellt sind.

Er wandert weiter und schwärmt von der Natur und von der schönen Welt.

Da erblickt er Arbeiter, die in verschiedener Tätigkeit unermüdet arbeiten. Der Pilger nähert sich ihnen, will sie jedoch nicht stören, bleibt in einer Entfernung stehen und denkt nach „Schön ist die Welt und schön das Leben, doch könnte es noch viel schöner sein, wenn das Los der Menschen nicht so verschieden wäre.“ Er meint, daß die Menschen, die da so schwer arbeiten, wohl sehr unglücklich sein müssen.

Der Tag geht zur Neige, die Sonne geht unter. Die Arbeiter legen ihre Arbeit nieder, nehmen ihre Werkzeuge, Hacken, Sichel und Sensen, stimmen ein fröhliches Liedchen an und richten ihre Schritte heimwärts, wohin auch der Pilger ihnen folgt.

In ihrem Heim angelangt, saßen sie, wie zum Abendgebet, gemeinschaftlich einen schönen Choral und setzten sich sodann zum Tische, um ihr Abendbrod einzunehmen. Da war auch der Pilger willkommen und er wurde genötigt, neben dem Wirte Platz zu nehmen.

Ihr Abendessen war nicht reich und mannigfaltig, sondern es war eine einfache, gesunde und kräftige Speise.

Der Pilger überhäufte, um seine Wißbegierde zu stillen, den Wirt mit verschiedenen Fragen, welche der Wirt ihm auch bereitwillig beantwortete. Erstens fragte der Pilger: „Wie heißt wohl dieser schöne Ort?“ „Friedental,“ war die Antwort des Wirtes. „Eine schöne Benennung. Aber steht das schöne Wort auch mit der Gesinnung seiner Bewohner im richtigen und schönen Einklang, und sind Sie auch wirklich friedlich und zufrieden?“ „Wir suchen gegenseitig unsere Pflicht zu tun, und ich bin mit meinen Leuten sehr zufrieden, ob sie aber mit mir zufrieden sind, dieses mögest du von ihnen selbst erfragen.“ Der Pilger richtet an einen Arbeiter zu seiner Linken die Frage, ob er auch zu den Zufriedenen gehöre. „Ja ich bin zufrieden“ war die Antwort. „Ist es möglich, daß ein Knecht, eine dienende Person, der die schwerste Arbeit ausrichtet, mit seiner Lage vollkommen zufrieden sein kann?“ „Ich habe keinen besonderen Grund unzufrieden zu sein. Die Arbeit ist zuweilen wohl schwer, zuweilen auch leichter. Muß wohl auch jeder Mensch arbeiten, der seine Pflicht erfüllen will, je nachdem er seine Beschäftigung hat. Wir haben einen guten Wirt und eine gute Wirtin, und wir sind alle vollkommen zufrieden. Auch arbeitet unser Wirt, und wenn er auch nicht immer mit uns auf dem Felde arbeitet, so hat er doch größere Sorgen als wir.“

Jetzt sah der Pilger wohl ein, daß die guten Leute mit ihrer Lage zufrieden und ihrem Schicksale ergeben sind. Nun meinte der Pilger, daß der Wirt mit seinem Gutsherrn wohl nicht so zufrieden sein kann, wie seine Leute mit ihm und richtete seine Frage an den Wirt. „Das Land, welches du mit deinen Leuten so sorgfältig bearbeitest, ist wohl dein Eigentum?“ „Nein, dieses Land gehört dem Gutsherrn dort oben im Friedensschloß und ich habe es von ihm gepachtet.“ „Also Friedental und Friedensschloß? Nun, der kann dort oben in seinem schönen Schlosse wohl gut leben und kann zufrieden sein, nur du wirst wohl wenig Grund haben mit ihm zufrieden zu sein.“ „Aber noch weniger habe ich Grund mit ihm unzufrieden zu sein, denn wir erfüllen gegenseitig unsere Pflicht und ich glaube, daß auch er mit uns zufrieden ist. Auch ist die Pacht, welche ich meinem Gutsherrn zahle, nicht so hoch und drückend.“ „Und doch mußt du zahlen für das Land, welches du mit deinen Leuten mit Mühe bearbeitest und fruchtbar machst? Das ist doch Gottes Erde, worauf wir leben, was einem jeden gehört, und nicht

nur einigen Privilegierten.“ „Das ist allerdings Gottes Erde aber auch wir sind Gottes Kinder und müssen uns hier auf Gottes Erde gut vertragen und friedlich leben. Auch will ein jeder hier auf Gottes Erde etwas erstreben, was er sein eigen nennt und worüber kein Anderer zu verfügen hat.“ „Ja wohl, der Herr dort oben auf dem Berge mag wohl seine Besitzungen haben, aber Euer Teil ist arbeiten und ihm zu dienen. Hat er wohl sein Vermögen verdient?“ „Dieses weiß ich nicht, aber soviel weiß ich, daß sein Vermögen ihm gehört, und was er sich selbst nicht verdient hat, das hat er von seinen Eltern oder Großeltern geerbt.“ „Also ist sein Vermögen ihm ohne sein Verdienst zugefallen, und er verlangt von dir die Pacht. Dies ist unrecht und wer weiß noch, mit welchem Unrechte das Vermögen überhaupt zusammengekommen ist.“ „Nein, lieber Freund, wohl mögen ungerechte Menschen hier in dieser Welt sein, aber unser Herr ist gerecht. Niemand kann das Vermögen des Anderen mit Gewalt nehmen, noch es begehren, wohl aber kann das Land des Reichen von den Nichtreichen mit Mühe und Arbeit erobert und gewonnen werden, welches er dann als sein Eigentum wiederum seinen Kindern übertragen kann. Auch ich habe Aussicht, mit der Zeit von diesem Pachtlande selbst Besitzer zu werden, denn unser Gutsherr hat mir selbst das Land mit guten Bedingungen und mit 20jähriger Abzahlung angeboten. Ich habe einen Sohn, und ich schätze mich glücklich, daß ich die Aussicht habe, vom ehrlich verdienten und selbst erworbenen Vermögen ihm etwas zu hinterlassen, was kein Kommunist noch Anarchist ihm entreißen kann. Mein lieber Freund, du bist vielleicht falsch unterrichtet. Hier in Friedental sind wir anderer Meinung, denn hier beneidet niemand den andern um sein Vermögen. Wir sind glücklich, wenn wir uns friedlich und brüderlich mit einander verständigen können.“

Da schämte sich der Pilger, reichte dem freundlichen Landmann die Hand und dankte ihm für die gute Lehre.

Sie sprachen lange, die Leute hatten sich schon längst zur Ruhe gelegt, und jetzt wurde auch dem Fremden auf dem Heuboden eine weiche Schlafstelle angewiesen und sie ruhten und stärkten sich alle im köstlichen Schlafe zum neuen Tage.

Am anderen Morgen, beim Sonnenaufgang, waren sie wieder alle munter. Die Arbeiter zogen schon auf das Feld, als der Wirt mit dem Fremden noch einige freundliche Worte wechselte.

Dann nahmen sie herzlich Abschied, der Fremde richtete

seine Schritte hinauf zum Friedensschlosse und der Wirt folgte seinen Arbeitern auf das Feld.

Der Pilger dachte noch lange an die Erlebnisse im Friedentale und wunderte sich, wie die Menschen bei schwerer Arbeit so froh und zufrieden sein können. Sehr begierig war er zu erfahren, ob der reiche Mann auf seinem stolzen Schlosse auch so zufrieden sei, wie seine Untergebenen in beschränkten Räumen und bei schwerer Arbeit in seinem Dorfe.

Der Pilger ist beim Friedensschlosse angelangt und betrachtet den stolzen Bau mit Bewunderung. „Wie stolz und vornehm mag wohl der Besitzer dieses köstlichen Hauses sein,“ denkt der Pilger. Da erblickt er einen sehr einfachen Mann, der soeben einem Bettler eine Gabe darreicht. Der Pilger fragt: „Ist der Herr von diesem Schlosse zu Hause?“ „Ich bin es, was wünschst du?“ „Ich bin ein armer Pilger und bitte mir zu gestatten, diese schöne Besitzung zu bewundern und hier etwas raften zu können.“

Der Herr hieß ihn willkommen, bat ihn in sein Haus und machte ihn mit seiner Familie bekannt. Nachdem sie einige Worte gewechselt hatten, blieb der Herr mit dem Pilger allein und richtete an ihn folgende Frage: „Du nennest dich also Pilger, was bezweckst du denn mit deiner Pilgerschaft?“ „Ich will die Welt kennen lernen und sehen, wie glücklich oder unglücklich die Menschen sind.“ „Welches Resultat hast du denn bis jetzt von deiner Pilgerschaft erzielt, und gehörst du selbst zu den Glücklichen oder zu den Unglücklichen?“ „Ich gehöre zu den Glücklichen und habe bis jetzt nur glückliche Menschen gesehen. Du bist gewiß auch glücklich und zufrieden, da sogar deine Untergebenen in deinem Dorfe zufrieden sind?“ „Warum sollte ich nicht glücklich und zufrieden sein. Sind meine Bauern, welche doch ein viel schwereres Los haben, mir treu und ergeben, sind sie zufrieden, warum sollte ich unzufrieden sein? Nein, ich bin zufrieden und fühle mich glücklich.“ „Aber warum soll das Los der Menschen verschieden sein, — groß und klein, arm und reich, Herren und Diener?“ „Mein lieber Freund, Pilger nennst du dich, du mußt aber noch lange pilgern und auf diese Frage wird dir niemand genügend antworten, bis du dir selber darauf eine Antwort zu geben im Stande bist. Du bist noch ein junger Mann und ich will dir von meinen Erfahrungen etwas mitteilen, denn Pilger sind wir ja alle in dieser Welt, in der wir wandern. Unsere Pilgerschaft dauert nur von der Wiege bis zum Grabe und wir müssen immer den neuen kommenden Pil-

gern den Platz einräumen. Du wunderst dich, Diener und Herren in der Welt zu erblicken, jedoch gelangt deine Weltweisheit nicht dahin, um die Notwendigkeit der Dinge in der jetzigen Welt, in der wir uns befinden, zu erblicken, um es sachgemäß und richtig zu beurteilen. Nicht nur die Knechte, sondern auch die Herren dienen, die höchsten Persönlichkeiten nicht ausgenommen. Auch die Könige und Kaiser müssen ihren Ergebenen und Untertanen dienen und ihr Los nach Kräften zu erleichtern suchen. Auch haben wir alle einen Vater im Himmel, dem wir ergeben sind und dem wir treulich dienen sollen, insofern wir im wahren Sinne, am irdischen Glücke und an der ewigen Seligkeit teilnehmen wollen.

Wohl ist es zu bedauern, daß das Los der Menschen so sehr verschieden ist. Es gibt Kranke und Gesunde, Reiche und Arme. — Es gibt solche, die im Überflusse leben, und wiederum andere, die in Armut und Elend verschmachten. Wohl sind wir verpflichtet, einander behilflich zu sein, den Armen und Kranken zu helfen und dahin zu streben, das menschliche Los im allgemeinen zu erleichtern, dahin soll das menschliche Streben gerichtet sein, und darin kann nie genug getan werden; aber, um alle Menschen gleichzustellen wie die Kommunisten und die heutigen Weltverbesserer es träumen, dieses kann nur auf Kosten der menschlichen individuellen Freiheit geschehen. Solange aber der Mensch frei ist, seine Kräfte vor allen Dingen für sich und dann zugleich auch für seine Mitmenschen nützlich gebrauchen kann, solange er etwas besitzen kann und über sein Vermögen selbst und kein anderer zu verfügen hat, solange wird es wohl Reiche und Arme, Arbeitgeber und Arbeiter geben.

Sollte es aber den Kommunisten und Anarchisten je gelingen, die Weltordnung dahin zu bringen, daß die persönliche Freiheit, etwas zu besitzen, vernichtet wird, dann freilich werden große Veränderungen vorkommen, und führt der Weg dann nicht zum Glücke, sondern zum Unglücke und zum Elend, und die Menschen werden nicht einmal im Stande sein einander zu helfen.

Der Arme kann reich und der Reiche kann arm werden, und dieses kann auf natürlichem Wege geschehen und nicht auf verkünsteltem Wege erstrebt werden.

Meine Bauern sind strebsame Menschen und sie werden bald Besitzer von diesen Grundstücken sein, die sie bis jetzt nur in Pacht von mir erhalten haben. Sie dienen mir ehrlich und ich will auch ihnen ehrlich dienen und ihnen das Land preiswürdig verkaufen.“

Aufmerksam hatte der Pilger die Rede des Schloßbesizers angehört und erwiderte sodann: „Mit großer Freude habe ich die friedliche Stimmung deiner Rede vernommen, kann aber kaum glauben, daß die Menschen in so drückenden Verhältnissen und mit so ungleicher Teilung der Erde zufrieden und glücklich sein können. Auch du willst das Land deinen Bauern nur verkäuflich übertragen, hat doch der liebe Hergott das Land niemandem verkauft.“ „Nichtig, der liebe Gott verlangte vom Menschen keine Zahlung, aber er hat auch niemandem das Pferd vor den Pflug gespannt, um das Land urbar zu machen. „Nehmt hin die Welt und macht die Erde fruchtbar!“

Die individuelle Freiheit — im Besitzrecht hat viel zur Entwicklung der Zivilisation beigetragen und solange das Besitzrecht besteht, besteht auch das menschliche Streben; falls aber die Menschen selbst diese individuelle Freiheit verscherzen, vernichten sie damit auch die Schaffenskraft und des Lebens Glück und Freuden. Nur das freie Streben entwickelt die menschliche Tätigkeit und schafft, wenn auch abwechselnd, Glück und Freude.

Mein Urgroßvater soll arm gewesen sein, er ist noch schlechter gestellt gewesen als meine Bauern. Als er aber starb, so soll er doch seinem Sohne, meinem Großvater, ein kleines Vermögen hinterlassen haben. Seine Nachfolger, Sohn und Großsohn, folgten seiner arbeitsamen und sparsamen Lebensart und insolgedessen war es dem letzteren, meinem Vater, möglich, mir diese Landbesitzung samt dem schönen Schlosse zu hinterlassen.

Vielleicht liegt auch manche Ungerechtigkeit an dieser Besitzung, welche ich von meinem Vater geerbt habe, ich weiß es nicht, aber ich weiß es wohl, daß meine Voreltern unermüdlich gestrebt und gearbeitet haben. Mein Urgroßvater hat nicht seinen Leuten allein die Arbeit überlassen, sondern war immer selbst der Erste und der Letzte auf dem Felde. Mein Großvater und mein Vater haben wohl nicht mehr direkt das Land gepflügt und bearbeitet, aber sie waren, von ihrem Standpunkte, ebenso arbeitssam und strebsam, bis sie es zu dieser schönen Besitzung gebracht haben.

So ist meine Vergangenheit; was mit mir und mit meiner Nachkommenschaft in der Zukunft sein wird, weiß ich nicht. Meine Kinder will ich nach meiner besten Ueberzeugung zu leiten versuchen, damit sie die menschlichen Pflichten gewissenhaft erfüllen. Ich selbst bin stets meinem Schicksale ergeben.

Meine Bauern erfüllen auch ihre menschlichen Pflichten

und wenn sie mir auch ferner ihre Abgaben entrichten, so sind sie, nach unserer Abmachung, bald selbst Besitzer und Herren von diesen Grundstücken. Auch unsere ärmere Klasse von Menschen lebt bescheiden und genügsam und ich helfe ihnen wo ich kann, so daß die Menschen in meinem Gebiete nicht zu betteln brauchen. Der Bettler, den du bei mir gesehen hast, war einer vom Nachbarsgebiete.

So steht die Gegenwart in meinem kleinen Gebiet. Wie es in der Zukunft gehen wird, ob zur Einigkeit oder Isolierung, ob aufwärts oder abwärts, bleibt uns unbekannt und wir müssen uns dem Lenker der Geschichte ergeben.“

So die Worte des Herrn des Friedensschlosses. Der Pilger, welcher begierig diesen Worten lauschte, vergaß beinahe seine Ideen von der gleichen Verteilung der Güter dieser Welt, und schließlich sagte er: „Du bist gerecht und friedensliebend, mein Herr, und deine Untergebenen können wohl auch mit deinen Verfügungen und deinen Bestimmungen zufrieden sein, aber es gibt viele reiche Besitzer, welche gegen ihre Untergebenen sehr ungerecht sind.“ „Freilich gibt es viel Unrecht in dieser Welt, und insolgedessen auch viel Unglück. Die Menschen sind nicht unfehlbar und unschuldig wie die Engel im Himmel. Sie fehlen und sündigen oft gegenseitig. Es ist auch da, wo der Gebieter ungerecht ist, sehr fraglich, wie pflichtgetreu seine Untergebenen sind? Wo der König gerecht und die Untertanen ergeben sind, da können Ruhe und Wohlstand sich entwickeln. — Das gute Entgegenkommen nur von einer Seite, hat eine einseitige Wirkung. Wir müssen vieles sehen und beobachten, um unsere Pflichten wohl zu verstehen und um einigermaßen gerecht urteilen zu können.

Mein junger Freund, ich rate dir, sich nicht von der neuen Strömung der Zeit hinreißen zu lassen, wo die Weltverbesserer uns wohl ein Paradies auf Erden versprechen, statt dessen aber nur das menschliche Leiden vergrößern und uns Not und Glend bereiten. Sei vorsichtig, klug und gerecht!“

Dann nahm der Pilger dankbar Abschied von dem erfahrenen und einsichtsvollen Manne.

Aus einiger Entfernung schaute der Pilger noch einmal zum Friedental und Friedensschloß zurück, bis die schönen und friedlichen Gegenden seinen Blicken entchwanden.

II. Freiheits-Dorf.

Jahre vergehen und wir treffen den Pilger wieder auf seiner Wanderschaft. Er scheint viel vorsichtiger geworden zu sein, schaut fragend rechts und links, wohin er gehen soll. Da erblickt er eine Aufschrift: „Der Weg zur Freiheit.“ Aha, da ist der rechte Weg. Die Freiheit führt den Menschen zum rechten Ziele und zum wahren Glücke. Er wandert weiter, gelangt bald in ein Dorf und freut sich wiederum mit Menschen in Berührung zu kommen.

Ein Bauer reitet auf einem stolzen Rosse heim und gibt es einem Knechte mit dem Befehle, das Pferd zu gängeln und in den Stall zu führen. Dann bemerkt er den Pilger, kehrt sich um und spricht ihn an: „Wer bist du und was willst du?“ „Ich bin ein armer Pilger und — —“ „ach was, solche Faulenzer kenne ich schon, die stammen alle von der schwarzen Bande her von dort oben, welche unsere Freiheit vernichten wollen. Die Welt hat lange genug in Sklavenketten geschmachtet, aber jetzt ist die Zeit gekommen um sich zu befreien. Freiheit, Freiheit!“ Der Pilger hört und staunt über diese Freiheitserwähnungen. Er hat wohl auch immer für die Freiheit geschwärmt, aber er begreift nicht, warum der Bauer so mißtrauisch und so aufgereggt ist. Schließlich sagt er: „Lieber Herr, ich bin immer ein Verteidiger der Freiheit gewesen.“ „Du hast die Freiheit verteidigt, aber was für eine Freiheit? Vielleicht die Freiheit, sich Vermögen zu sammeln und von den Mitmenschen das Blut herauszusaugen. Wir kämpfen aber für die Freiheit und für die Gleichheit. Es soll keine Reichen mehr geben und also auch, keine Armen. Die Reichtümer und Schätze gleichmäßig geteilt, können alle befriedigen und wir wollen alle wohlhabend sein und glücklich und wohlhabend leben!“ „Lieber Mann, ist denn

eine solche Freiheit auch nicht mit Gefahren verbunden? Ich bin immer für die Freiheit und Gleichheit gewesen, aber man sagt, der Gesunde helfe dem Kranken, und der Starke dem Schwachen. Um dieses tun zu können, wären doch vielleicht die Kapitalien nötig. Mit einer Freiheit dürfte doch die andere Freiheit nicht ganz aufgehoben werden, und wenn dem starken und strebsamen Menschen die persönliche Freiheit zu schaffen und zu sammeln entnommen wird, so wird er unfähig gemacht, die tätige Kraft zu fördern, womit er sich und seinen Mitmenschen Vorteil bringen und die menschliche Tätigkeit fördern könnte.“ „Du bist also auch solch ein schwarzer Teufel und Konservator, der die Kapitalisten schützen will, welche mittelst ihrer Kapitalien die Arbeiter um sich sammeln und sie zu ihrem Zwecke arbeiten lassen, so wie diese Blutsauger dort oben auf dem Schlosse. Nein, dieses wird nicht mehr geduldet. Nieder mit den Kapitalisten! Es lebe die Freiheit!“

„Eine etwas gleichmäßigere Teilung dürfte vielleicht wohl gut sein, aber nicht mit gewaltsamen Mitteln.“ „Freilich mit Gewalt! Mit friedlichen Mitteln gibt niemand seine Goldgruben für allgemeine Zwecke her. Durch Gewalt zur Freiheit.“

Da sah man eine Menge junger Leute, welche mit Gewehren und Knüppeln gerüstet waren. Sie näherten sich dem Wirte, grüßten ihn mit Beifall und Hurrarufen. Als sie etwas unter sich gesprochen hatten, stieg jemand auf ein Faß und hielt eine Rede. „Meine Genossen und Freunde! Unser Freiheitswerk werden wir vollbringen, wenn auch mit Feuer und Flammen, und wir werden unserem Wirte hier ein Freiheitsdorf als Denkmal bauen. Nieder mit den Kapitalisten, welche mit ihren Reichtümern die Menschen tyrannisieren. Fort mit der Beängstigung von Gottes Strafen, denn Der sei im Himmel und wir sind Götter hier auf Erden. Nieder mit den Großen, mit Regierungen und Herrschern auf Erden, wir wollen auch ohne sie groß und mächtig werden. Nur durch Revolution und Gewalttaten hat man Freiheit geschafft, und auch wir wollen durch Gewalttaten die Welt beglücken. Das erste Werk sei das Tyrannenschloß dort oben, inmitten unseres Freiheitslandes, in Flammen zu setzen. Wir werden für die Freiheit kämpfen und wenn der Kampf auch unser Herzblut kosten sollte, so wird die Nachwelt uns Monumente bauen.“ „Hurrah!“ schrieten sie von allen Seiten, „es lebe die Freiheit! Nieder mit dem reichen Schlosse und mit seinen Besitzern.“

Da trat der Pilger vor und sprach: „Liebe Mitmenschen und

Freunde, auch ich schätze die Freiheit, aber nicht die Freiheit der Gewalt, sondern die Freiheit des Friedens.“ Da unterbrachen sie ihn und schrien: „Schlagt ihn nieder, den schwarzen Teufel, der von Frieden spricht. Freiheit und Kampf ist unser Lösungswort.“ Da trat der Wirt dazwischen und sprach: „Mühret ihn nicht an, er ist nicht gegen die Freiheit, aber er ist nicht unser Mann, drum mache er, daß er fortkommt.“

Der Pilger zog trüben Sinnes und mit schwerem Herzen weiter. Er sann lange über die Freiheit und über die blutigen Mittel, welche hier für die Freiheit als nötig erachtet werden. Er gedachte auch des Friedentales und des Friedensschlosses, „Was für ein Unterschied in den menschlichen Bestrebungen. Dort die bescheidene Ergebenheit, hier aber Troß und Gewalt, und zwar immer für die Freiheit. Ist die Freiheit mit dem Frieden denn wirklich so unvereinbar? Oder gebraucht die Freiheit immer nur Gewalt und Bluttaten? Ist die Freiheit annehmbarer für die Vernichtung des menschlichen Vermögens als für die Sammlung des Vermögens zu nützlichen Zwecken? Unser Pilger konnte keine vernünftigen Beweisgründe finden, und kam zu keinem Entschluß. Er wanderte immer weiter und als er schon ziemlich weit von dem Freiheitsdorfe war, da wandte er sich um und der Himmel war blutrot.

„Die Freiheitsmänner haben ihren Vorsatz vollbracht und haben das Schloß in Flammen gesetzt. Was Menschenhände aufgebaut, haben Menschen wieder vernichtet. Wenn die Freiheit zu so niedrigen Taten angewendet wird, dann fort mit solchen Freiheitsgesinnungen.

Wo bleibt nun da die Liebe und gegenseitige Achtung, welche die Menschen vereinigt und das Erdenleben schön und angenehm macht?“

Mit solchen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, wanderte unser Pilger weiter und immer weiter. Es war ihm der erste dunkle Tag gewesen, und eine noch dunklere Nacht war angebrochen. Der Wald, wohin der Weg ihn führte, schien kein Ende zu haben. Schließlich ließ er sich ganz erschöpft unter einem Baume nieder und sprach: „Meine Kräfte sind nicht mehr hinreichend um weiter zu wandern. Vielleicht sind die wilden Tiere weniger gefährlich als die Menschen? Ich ergebe mich meiner Vorsehung.“ Er glaubte immer noch den blutroten Himmel zu sehen, bis endlich seine Augen zugingen und er einschlief. Im Traume sah er das brennende Schloß und ringsum die schadenfrohen Menschen, welche diejenigen vertrieben, welche das Feuer

zu löschen suchten. Da wurden heulende und klagende Töne von der Ferne hörbar und es näherte sich die strafende Gerechtigkeit. Im vollen Galopp jagten die Soldaten zu dieser Unglücksstätte herbei und wollten die Revolutionäre auseinander treiben. Da gab es ein gegenseitiges, blutiges Meßeln, ein so schreckliches Bild, welches sich nicht beschreiben läßt. — Schließlich erblickte er den hohen Pfosten, wo früher die Worte: „der Weg zur Freiheit“ geschrieben standen. Da waren aber jetzt zwei Menschenkörper sichtbar, welche beide an denselben Pfosten hoch aufgehängt waren, und das waren, der Freiheitswirt und der revolutionäre Vorredner. Ueber ihnen stand jetzt die Schrift, „die Strafe der Gerechtigkeit.“

Etwa so beschreibt der Pilger seinen Traum. Es war eine unruhige Nacht und dennoch erquickte der wohlthuende Schlaf die müden Glieder des Pilgers.

Als er erwachte, beleuchtete schon die Sonne die Gipfel der Bäume und der Pilger konnte wieder seinen Weg finden. Trotzdem er schon Hunger und Durst spürte, mußte er doch noch lange wandern, bis er zu einem Dorfe gelangte.

III. Ober- und Unterdorf.

Mit Angst und Bangen sah der Pilger um sich her, was für Geister er hier wiederum vorfinden würde. Es war schon Mittagszeit und die Leute kamen von ihrem Arbeitsfelde heim. Ein Bauernwirt sah den Pilger so gedankenvoll dastehen und fragte ihn, was er wünsche. „Ach Herr, habt ihr nicht einen Bissen Brod für den armen Pilger?“ „Bist du ein Revolutionär?“ „Verzeihung! alles Andere, aber darin kann ich Euch nicht dienen.“ „Damit sollst du uns auch nicht dienen, denn wir sind keine Revolutionäre.“ „Gott sei Dank, denn ich fürchtete, daß Ihr auch mit! den Revolutionären in dem Freiheitsdorfe haltet, wo ich gestern etwas Schreckliches erlebt habe.“ „Nein, solche Weltverbesserer und Freiheitsmänner würden uns ins Unglück führen, falls sie ihre Ideen durchführen könnten; sie arbeiten auch nicht für die Freiheit, wie sie wohl prahlen, sondern gegen die eigentliche Freiheit, denn sie wollen die Reichen berauben, um etwas zu besitzen was der Mensch sein eigen nennen dürfte. Hier bei uns kannst du sicher sein, denn die moderne Krankheit von den Freiheitschreibern ist, soviel ich weiß, in unser Dorf noch nicht eingedrungen. Komm mit uns zum Tische, und was wir haben, damit sollst du auch bedient sein.“ Dankbar folgte der Pilger dem freundlichen Bauer. Die Bauernstube war ziemlich geräumig. Ein langer Tisch war in der Mitte, wo sie alle, der Wirt mit seiner Familie und seinen Leuten Platz nahmen. Den Pilger hat der Wirt neben sich zu setzen. Das Essen war eine gewöhnliche, ländliche Speise, es war dicker Kohl mit kleingeschnittenem, gut durchgekochtem Schweinefleisch. Es war schon Herbstzeit und es konnten die Bauern, statt Milchspeisen, auch etwas fetteres haben.

Der Pilger konnte kaum die an ihn gestellten Fragen beantworten, ehe er seinen Hunger gestillt hatte; erst dann wurde auch er gesprächiger.

Nun erzählte der Pilger die gestrige schreckliche Geschichte, wie auch seinen Traum. Der Wirt mußte auch schon einiges davon, denn er hatte den Gemeindefschreiber gesprochen, welcher durch das Telephon schon über den Aufstand Nachrichten erhalten hatte. Trotz der traurigen Mitteilungen war an dem Tische eine fröhliche, fast festliche Stimmung, und schließlich sprach der Wirt: „Heute ist der Krönungstag unserer Majestät, den wir hochschätzen, lieben und ehren, und Ihr braucht daher heute nachmittag nicht zu arbeiten.“ „Wir danken, Hurrah! Es lebe hoch unser Landesherr!“ So hörte man von allen Seiten die fröhlichen Ausrufe. Hierauf stimmten sie die Nationalhymne an und sie sangen mit solcher Begeisterung und Andacht, daß der Pilger bis zu Tränen gerührt war. Der Wirt wendet sich an den Pilger und spricht: „Was uns schon bekannt ist, ist dir unbekannt, es sitzt nämlich unter uns ein Liebespaar; mein Mitarbeiter Georg, der mir treulich gedient, liebt meine Magd Marie. In dieser fröhlichen Stimmung soll auch der Liebenden gedacht sein, also Georg und Marie, ich will eure sehnsuchtsvolle Erwartung nicht länger auf die Probe stellen und heute soll eure Verlobung sein.“ Alle rufen „Hurrah!“ Die Marie errötet und schlägt die Augen nieder, der Georg aber schaut sie siegesfroh und mit freudestrahlenden Blicken an. Wenn ein Maler da gewesen wäre, er hätte ein schönes Bild von den Liebenden malen können und der Poet hätte gewiß ausgerufen: „O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe.“ Sie blieben noch lange beisammen um gemütlich zu plaudern, bis endlich der Gemeindefschreiber hereintrat. Er ward von allen Seiten mit Fragen überhäuft, was er von der Revolution durch das Telephon erfahren hätte. „Es ist ein schrecklicher Kampf gewesen“ sagte der Gemeindefschreiber. „Die Revolutionäre sind geschlagen, ihre Anführer gefangen genommen, und leider erwartet sie eine schwere Strafe.“ Da spricht der Bauer: „Und „leider“ sagst du, sind die Anführer des Aufstandes gefangen, warum denn „leider?“ Gehehnt müssen alle diese Heizer werden, welche die friedlichen Menschen ins Unglück stürzen.“ „Und doch ist ohne Kampf kein Leben. Nur durch gewaltsame Auftritte, durch die Revolution haben wir die Freiheit erlangt und haben wir uns von der Tyrannenherrschaft befreit.“ „Hier wäre aber doch die Frage, wieviel die Revolutionen der Menschheit genützt und wieviel sie

geschadet haben. Wohl nur in seltenen Fällen dürfen die gewaltsamen Ausstritte gerechtfertigt sein, in den meisten Fällen aber haben sie die menschlichen Leiden nur vermehrt. Das alte Sprichwort, „Friede ernährt, Unfriede verzehrt,“ hat wohl auch bei uns seine volle Geltung. Auch sind die Zeiten der Tyrannenherrschaft schon längst vorüber. Jetzt kommt es nur auf möglichst friedliche, gegenseitige Verständigung an. Ich bin ein Naturmensch, habe wenig gelernt, bin aber auch von der krankhaften Lehre der modernen Weltverbesserer nicht angesteckt worden, welche die Regierung und die Religion unter die Füße zu treten versuchen.“ „Mit deinen Worten „Weltverbesserer, moderne Helden usw.“ förderst du nicht die Freiheit. Wie weit wären wir wohl gekommen, wenn die modernen Helden die Freiheitsgesinnungen nicht geweckt und gefördert hätten. Auch die Jugend hat man zu den Freiheitsbestrebungen herangezogen, die darin Vorzügliches geleistet hat. Die Männer der Freiheit und Leiter der Jugend werden in der Zukunft glänzen und die Namen — und — und —“ „Bitte mir nicht deine berühmt gewordenen Männer und Unruhestifter unserer Zeit zu nennen. Die Erinnerung dieser Helden wird wohl in die Geschichte übertragen, aber nicht im Glanze, wie du es meinst, sondern ihnen gehört die Schattenseite. Was könnte für die Jugend wohl passender sein als das Lernen, und der Obrigkeit und den Vorgesetzten zu gehorchen und sie zu achten, statt mit gewaltsamen Ausritten, Trotz und Streifen die Regierung zu beschweren?“ „Jawohl, alles geduldig ertragen, meinst du. Friede, Friede, Friede! aber wie weit kommen wir mit dem ewigen Zufriedensein? Wo Fortschritt da ist Kampf, und Kampf ist das Leben.“ „Freilich geht es im Leben nicht ohne Kampf ab, aber wer nur im Kampfe das Leben findet, dürste wohl ein sehr einseitiges Wesen sein. Der Kampf ist nicht der Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck, und wir dürfen, wenn es sein soll, nur des Friedens halber kämpfen, dieses dürfen wir, wir sind frei und wir können den Frieden oder den Unfrieden fördern, und wie wir schieben, so geht es.“ „Jawohl, schieben wollen wir. Leb wohl! Nur keinen Stillstand.“ Der Gemeindefchreiber geht, und der friedliche Bauer sieht ihm lange und sehr bedenklich nach. „Der Mann ist mir schon längst sehr verdächtig vorgekommen. Er ist ein gebildeter Mann, und er hat Einfluß auf die Bewohner unseres Dorfes. Er kann die friedlichen Bestrebungen fördern, aber er kann auch Unruhe stiften, und ich sehe, er ist für das Letztere.“ Da sagt der Pilger: „Der scheint wohl auch mit den

Einwohnern vom Freiheitsdorf in Verbindung zu stehen.“
 „Leider wird es wohl der Fall sein, und ich fürchte daß er die Bewohner vom Unterdorfe mit verschiedenen, schmeichelhaften Freiheitsversprechungen schon in sein Garn gezogen hat. Hier bei uns in Oberdorf ist noch alles friedlich, und hier kannst du, Wandersmann, dich aufhalten. Gott beschütze uns vor solchen Freiheitsmännern und Weltverbesserern.“

Der Pilger war sehr dankbar, er weilte unter den friedlichen Bauern einige Tage und es schien ihm da ein zweites Friedental zu sein. Er schaute mit Wohlbehagen auf die friedlichen Arbeiter, welche wie die Bienen wirkten und schafften und es waltete unter ihnen ein frohes und friedliches Benehmen. Es entgeht seinen Blicken auch nicht das Liebespaar Georg und Marie in ihren lebensfrischen Bestrebungen. Georg ist im besten Einverständnis mit seinem Wirte. Er arbeitet und strebt mit allen Kräften dem Ziele zu, wo er für sich und seine Familie ein Heim gründen kann.

Eines Tages meldet Georg dem Wirte, daß eine aufgeregte Menschenmenge vom Unterdorf herauf komme, und er fragt den Wirt, ob er den Eingang in sein Gebiet verbieten solle. Der Wirt erwidert: „Wir haben keine Ursache sie zurückzuweisen, wir sind immer gute Nachbarn gewesen und sie mögen uns willkommen sein. Bald darauf drang schon die aufgeregte Menge, der Gemeindegemeinderath an der Spitze, in den Hof des friedlichen Bauern ein.

Anfangs suchten die Unterdörfer die Bewohner vom Oberdorfe mit gutem zum Aufstande zu bereden und zu gewinnen. Dieses konnte ihnen aber nicht gelingen, denn die Oberdörfer erklärten, daß sie nichts von den Unruhen wissen wollten und daß sie auch fernerhin treu und ergeben der königlichen Regierung sein würden. Man dürfte nicht gegen die Obrigkeit gehn, welche wohl im Stande sei die Unruhe zu unterdrücken und die Missetäter zu bestrafen. Während dessen sammelten sich immer mehr von den friedlich gestimmten Einwohnern des Oberdorfes an und die neu hinzugekommenen zeigten gegen die Unruhestifter gleichfalls ihre Geringschätzung. Die Stimmung wurde immer unruhiger unter der Menschenmenge. Da steigt ein junges Mädchen auf einen Wagen und schreit aus voller Kehle: „Ihr Männer und Weiber vom Oberdorf, jetzt ist die Zeit herangerückt, wo wir beweisen sollen, daß wir tüchtig und der Freiheit würdig sind. Ich bin ein armes Weib, bin aber mit Freude bereit mein Herzblut für

die Freiheit zu geben. Die Tyrannen der Regierung, welche das Freiheitsdorf geschändet, und die freien Männer gehenkt haben, sind nicht mehr weit, und früher oder später werden sie auch unsere Freiheit unterjochen, wenn wir nicht alle standhaft gegen sie zusammenhalten. Sie wollen uns mit Strenge und Milde, durch Militär und Religion zum Gehorsam zwingen. Nein! sie sollen uns nicht gewinnen. Wenn wir Weiber Stimmrecht bekommen werden, dann werden auch wir für die Ordnung dieser Welt unser Teil beitragen. Wir brauchen keinen König, wir regieren uns selbst. Auch der Gott möge nur im Himmel walten, wir werden hier auf Erden auch ohne ihn fertig. Ihr, Männer vom Oberdorf, zeigt, daß ihr Männer und Helden seid, oder ihr seid Verräter, denn einen anderen Weg gibt es hier nicht.“ Da springt Georg drohend an das Mädchen heran: „Schweige, du unwürdiges Mädchen! Hörst, ihr friedlichen Bewohner und treue Untertanen des Reichs. Hier beschimpft der lebendige Satan in weiblicher Gestalt unseren König und sucht sogar die Religion unter die Füße zu ziehen. Entferne dich, unwürdiges Weib, oder ich reiße dich herunter.“ Da wird der Tumult groß und es entsteht eine vollkommene Schlacht zwischen beiden Parteien. Die Oberdorfer, Georg an der Spitze, halten sich sehr tapfer, bis sie endlich die Unterdorfer besiegen und sie vertreiben.

Glücklicherweise hatten sie keine Schießgewehre, sondern sie brauchten nur ihre Fäuste und Knüppel in ihrem Kampfe, daher blieben keine Toten auf ihrem Schlachtfelde, wohl wurden aber viele verwundet, und manche sogar zu Krüppeln geschlagen.

Als der Sturm vorüber war, blieb der friedlich gestunnte Wirt mit dem Pilger allein und der Pilger forschte nach den Ursachen der Unruhen und der beiden kämpfenden Parteien. Der Wirt sagte: „Es mögen wohl Ursachen zu Unruhen bei den regierenden Personen im Reichsrat und Regierungsrat vorkommen, wo die Ansichten rechts und links auseinander gehn, aber hier im Dorfe wissen nur wenige von diesen Ursachen, sie gehn wie die Schafe, einer rennt voran und die anderen hinterher bis sie sich ins Unglück stürzen.“ Da erblickten sie, daß Georg auf einem Steine sitzt und Marie hat sich über ihn gebeugt und verbindet ihm den Kopf, wo noch Blutspuren zu sehen sind. Georg aber spricht: „Die Wunde hat keine Bedeutung, ich fühle mich gesund und stark genug die Unruhestifter zu vertreiben. Mit keinem Schritt dürfen sie mehr den Boden meines guten und friedlichen Wirtes betreten.“ Der Wirt aber erwiderte:

„Nur vorsichtig, lieber Georg, denn wir leben in einer sehr traurigen Zeit. Gewalt gegen Gewalt anzuwenden ist sehr gefährlich, und noch schlimmer da, wo die Launen der Untergebenen sogar die Regierung wankend zu machen suchen.“ Gegen den Pilger gewandt spricht er: „Guter Wanderer, du siehst, was aus unserem, bis] jetzt so friedlichen Wohnorte geworden ist. Es ist wohl besser, daß du die unglückliche Stätte, wo jeden Augenblick wieder Unruhen ausbrechen können, verläßt.“ Der Pilger dankt dem guten Wirt und nimmt Abschied.

Der Pilger wandert weiter, sein Frohsinn hat ihn verlassen. Die kindliche Hoffnung, alle Menschen gleich glücklich zu sehn, ist nun verschwunden, „Gewalt regiert die Welt, und die Mächtigen und Starken müssen wohl die Schwächeren leiten und sie regieren. Ist die regierende Kraft gut und gerecht, so ist das Erdenleben glücklich, oder wenigstens erträglich. Ist aber die leitende Kraft ungerecht, so ist dieses wohl zu beklagen. Aber noch schrecklicher ist es, wo die Untergebenen die Regierung überbürden und sie angreifen, oder wo sogar die Schwachen und Dummen sich anmaßen die regierende Macht an sich reißen zu wollen. Gewalt regiert die Welt.“ Trostlos wandert der Pilger weiter und immer weiter, denn überall wo er menschliche Wohnorte trifft, sieht er Unruhen und Schreckensbilder. Er vermeidet die menschlichen Wohnungen, bis er endlich sich in einem Walde verirrt.

Da versagen ihm die Kräfte um noch weiter zu wandern, und er läßt sich unter einem Baume nieder. Hier im Walde ist Gottes Tempel. Die Tiere sind friedlicher als die Menschen. „Du, Allmächtiger, siehe gnädigst auf die irrenden Menschen nieder. Deine paradiesische Erde haben sie zur Hölle verwandelt, ihre Wohnstätten und ihre Felder verbrannt und vernichtet. So vernichten sie auch das Erdenglück und verwandeln es zu einer Höllenqual. Jetzt ernten sie was sie gesäet haben, denn „Alle Schuld rächt sich auf Erden“. Die Fische im Wasser sind friedlich, die Vögelein unter dem Himmel singen dem Schöpfer Lobgesänge, doch der Mensch will mit offenen Augen nicht sehn was seinem Glücke not tut, will weder hoffen noch glauben, und wenn dem Menschen nichts mehr heilig ist, da ist er schlimmer als das Tier, er ist sodann ein verdorbenes Tier.

Die letzten Blumen verwelken im Herbst und halten ihren Winterschlaf, aber sie erwachen wieder, wenn die Frühlingssonnenstrahlen sie erwecken.

Vater im Himmel nimm mich hin zur Ewigkeit, zur Urquelle alles Lebens. Fahr wohl, du herrliche und schreckliche Welt und sei willkommen du sanfter Tod, du ewige selige Ruhe. Friede, Friede Friede."

Seine Augen schlossen sich, aber es war nicht der Tod, sondern der wohltuende Schlaf, welcher seine Augenlider zudrückte.

IV. Cränental.

Das geheimnisvolle Meer und die Menschenseele, sie sind zu vergleichen. Bald ist die Meeresfläche spiegelblank und der Himmel kann sich darin spiegeln, und auch die unermessliche Tiefe durchschauen. Bald aber erheben sich die stürmenden Wogen himmelwärts und vernichten das darauf segelnde Schifflein mit Mann und Maus. So ist auch der Mensch mit seinen wichtigen und wichtigen Ideen, mit seiner hoch hinauftragenden Begeisterung, und wiederum hinab bis zur Gedankenlosigkeit, oder bis zur Verzweiflung. Bald erheben sich die Menschen bis zur Gottheit empor, bauen herrliche Tempel, wo sie dem Schöpfer des Himmels und der Erde, heilig, heilig, heilig singen — bald reißen sie ihre Herrlichkeiten wieder nieder usw.

Die Zeit schreitet aber weiter und zählt Jahrtausende, und zählt auch die wichtigen und wichtigen menschlichen Bestrebungen mit ihren guten und schlechten Erfolgen, ihre Freuden, ihren Kummer und ihren Schmerz.

Unser Pilger, den wir nun wiederum treffen, befindet sich von Not und Elend umgeben. Er wankt unglücklich auf der Landstraße weiter. Es begegnen ihm hungrige Weiber und Kinder und betteln ihn an, aber was kann ein Bettler dem anderen helfen. — Da steht er nun auf seinen Stab gestützt und spricht: „Wozu der Mensch mit seinem Elend und seiner Not und wozu sein Tun und Treiben? Hat der Schöpfer der Welten etwa eine Freude daran, wenn seine Geschöpfe hier in diesem Jammertale sich elend herumtreiben und verhungern? Wozu die vernichtenden Elemente und wozu die menschliche Bosheit? Ist der allmächtige Gott im Himmel, warum gibt er den bösen Geistern so viel Macht auf Erden? Oder sind die Erzählungen von Idealen und von himmlischen Herrlichkeiten nur Lügen und Betrug?“ Er schweigt und scheint sich sowie auf etwas zu besinnen. Da

leuchtet die bekannte Erscheinung seiner Jugendzeit wieder seiner Seele.

„Im Menschen selbst ist sein Himmel und seine Hölle. — Bleibe treu dir selbst und deinen menschlichen Pflichten, so bist du einer der glücklichsten Erdenpilger. — Bleibe treu der Tugend und du behältst die Frühlingsfreuden auch trotz des finsternen Herbstes und trotz des strengen Winters. — Bleibe treu der Hoffnung und der Liebe, so behältst du die Krone des Lebens, welche dir niemand, weder Glück noch Unglück rauben kann und du gelangst zum seligen Ziele, lebst von Zeit zur Ewigkeit.“ Diese geheimnisvolle innere Stimme, die Erinnerung seiner Jugend, drang so in sein Herz und erquickte seine Seele, daß sogar sein Körper neue Kraft zu gewinnen schien. Er wandert weiter und gelangt bald zu einer menschlichen Wohnstätte, welche wie eine kleine Festung aussieht. Er sieht da eine Schrift und glaubt aus der Entfernung das Wort „Friedental“ heraus zu ziffern, aber bei der näheren Betrachtung liest er da die Schrift „Träental.“ Er sucht da vergebens einen Eingang und folgt dann den Menschen, denen aus einer Öffnung Mehl und Korn gereicht wird. Jeder von den Hülfesuchenden bekommt entweder ein Stof Korn oder drei Pfund Mehl. Solches bietet man auch dem Pilger an, der erwiderte: „Liebe Leute, ich kann von solcher Gabe keinen Gebrauch machen, und ich bitte sehr, mit dem Hausherrn sprechen zu dürfen.“ Da öffnete sich eine kleine Thür, er trat hinein und man führte ihn zu dem Hauswirt, der einsam und zurückgezogen mit den Seinigen lebte.

Auf die Frage des Hauswirtes, was der Fremde von ihm wünsche, erwiderte er: „Ich bin ein armer Pilger und bitte um einen Bissen Brod.“ Da wurde ihm etwas zu essen gegeben und Milch zu trinken angeboten. Sie unterhielten sich und der Wirt forschte nach seiner Herkunft und ließ sich erzählen, woher der Pilger gekommen und was er erlebt und erfahren hätte. Schließlich sprach der Wirt: „Der Mensch ist seines Glückes Schmied, aber ich bin ein Unwürdiger, und durch Gottes Gnade habe ich hier noch etwas von meinem Vermögen nachbehalten.“ „Guter Herr, du hast gute Ansichten und du verdienst doch gewiß ehrlich was du besitzt. Tue dir doch nicht Unrecht, indem du dich selbst anklagst.“ „Mein, ich tue mir nicht Unrecht, aber meinen Mitmenschen habe ich Unrecht getan. Ich habe sie zur Freiheit

und Gleichheit aufgemuntert. Die rohe Masse wurde aufgereggt und wenn ich auch schon meinen Fehler eingesehen hatte, waren die Menschen nicht mehr zu bändig, sie zogen vernichtend durch das Land, verbrannten das menschliche Vermögen, vernachlässigten ihre Pflichten und verwüsteten die Felder. Als sie sich schon sehr elend fühlten und ihr Irren und Fehlen einsahen, so wollten sie auch mein Besitztum vernichten, wie sie schon viele große Besitzungen vernichtet hatten. Sie schrieen: Du hast uns falsch unterrichtet, sprachst von Kommunismus und bist selbst noch Besitzer deines Vermögens. Nieder mit dem Hezer und seinem Vermögen. Ich aber bat die aufgeregte Menge und sagte, daß ich mein Vermögen nicht schonen werde, sondern daß ich nach Kräften meinen Mitmenschen helfen will. Infolgedessen verteile ich von meinem Kornvorrat, solange noch etwas da sein wird.

Wie du siehst, hatte ich mir eingebildet, die Freiheit zu fördern, habe aber leider die Freiheit verscherzt, was ich jetzt bitter büßen muß, wo ich nicht mehr der Herr meines Vermögens sein kann. Noch mehr schmerzt mich das Unglück anderer, welche ich mit meiner unbesonnenen Idee irre geführt und ich habe so aus dieser segensreichen Gegend ein Tränental gemacht.“ „Wir sind alle irrende Menschen. Auch ich strebte zur Freiheit und Gleichheit, aber hier an deinen Erfahrungen will ich ein Beispiel nehmen und im Leben vorsichtig sein. Laß aber nicht die Hoffnung sinken auf eine bessere Zukunft.“ „Nein, hoffen kann ich wohl kaum, aber Dankbarkeit erfüllt meine Seele, daß ich mich und die Meinigen noch ernähren kann, aber wenn ich die elenden und hungernden Menschen um mich sehe, so nagen wiederum höllische Qualen an mir.“

Der Pilger genoß einige Tage die freundliche Aufnahme in dem wohlhabenden Hause des Tränentales. Er erholte sich körperlich, aber nicht geistig. Das hungernde Volk, welches sich da herandrängte, um die Gaben zu empfangen, wie auch die sich immer wiederholenden Gewissensbisse und Klagen des Wirtes und seiner Frau, griffen auch seinen Geist und seine Nerven an, indem sie an seine eigenen Fehler und Sünden erinnerten.

Der Pilger nahm dankbar Abschied von dem reuevollen Manne und liebenswürdigen Gastwirte des Tränentales und wanderte weiter.

Die Sorgen und Herzensqualen kann kein Mensch dem Anderen nehmen, jedoch durch die aufrichtige und sympathische Begegnung können die Lebenssorgen und peinlichen Empfindungen gemildert werden, und so geschah es auch während des

Aufenthaltes des Pilgers im Tränental. Der unglückliche Reiche war getröstet, und nahm sich vor, noch reichlichere Wohlthaten zu üben, um hiermit seine früheren Sünden zu sühnen. Der Pilger aber wanderte mit frischer Kraft seines Weges weiter, und er bedurfte der Kraft, denn erkam vom Tränental zum Qualenwege.

Die Tränen mildern die Schmerzen, jedoch schlimmer ist der tränenleere Seelenschmerz.

Häufig begegnete der Pilger auf seinem Wege hilfsbedürftigen Leuten und hungrigen Kindern. Er gab ihnen von den wenigen Speisen, welche ihm der Wirt des Tränentales mitgegeben hatte.

Wo er auch einkehren wollte, da hörte er Jammer und Klagen und er übernachtete im Walde. Am zweiten Tage, als er weiter wanderte, sah er vor einer Hütte ein kleines Mädchen in Tränen stehn. Als er sich näherte, sprang das Mädchen auf, umfaßte des Pilgers Knie und bat ihn, in die Hütte einzutreten. „Meine Mutter stirbt vor Hunger, denn das letzte Stückchen Brod hat sie mir gegeben.“ Der Pilger tritt in die Hütte hinein und sieht da eine abgekehrte Frau auf Stroh liegen. Da bietet er den Rest von seiner Wegkost der hungrigen Frau und ihrem Kinde an. Gierig haben sie alles gespeist, was da war. Da faltete die Frau ihre Hände und sprach: „Dank sei dem Himmlischen Vater, der uns Rettung gesandt hat.“ Dann richtete sie ihr tränenvolles Antlitz hoffnungsvoll himmelwärts. — Da hat der Pilger noch Tränen gesehn und es waren vielleicht die letzten Tränen dieser unglücklichen Mutter und ihres armen Kindes.

Nicht weit von dieser unglücklichen Stätte sieht der Pilger eine menschliche Gestalt auf dem Wege liegen. Er geht näher und erblickt da eine Frau, ein Kind an die Brust drückend. Bei näherer Betrachtung sieht er, daß die beiden schon kalt und tot sind. Fast gedankenlos starrt der Pilger die unglücklich gestorbenen Wesen an.

„Diese haben ihre Tränen schon ausgeweint, sie sind gerettet.“

Wohl als gerettet konnten die Toten betrachtet werden, wenn die ferneren Greuelthaten in Betracht genommen werden sollten, welche der Pilger auf dem Wege der Qualen noch erleben mußte. Ueberall Raub und Mord, wo noch irgend etwas zu erobern war. Da konnten die Schillerschen Worte „Doch das Schrecklichste der Schrecken, ist der Mensch in seinem Wahn“ zur vollen Geltung kommen.

Unser Pilger konnte nur darum sein Leben erhalten, weil von ihm nichts zu nehmen war. Auch das Leben war ihm nichts mehr wert, weil er Not und Hunger litt. Überall, wo er noch menschliche Wohnungen traf, sah er nur hungrige Weiber und Kinder, denn die Männer hatten sich auf Raub und Mord begeben.

Schon war es der dritte Tag, als der Pilger den gastfreundlichen Wirt des Träentales verlassen hatte und er wanderte jetzt im Walde, wo er auch übernachtigt hatte, weiter. Niemand begegnete ihn mehr, was ihn wohl tröstete, aber Müdigkeit und der Hunger quälten ihn. Mit Mühe schritt er noch langsam weiter, bis er endlich aus dem Walde herauskam und zu einem Dorfe, „Walddorf“ genannt, gelangte.

V. Walddorf.

Hier leuchtet schon die menschliche Ordnung mehr entgegen, und unser Pilger tritt in ein Bauerngebäude ein. Der Bauernwirt kommt ihm freundlich entgegen und fragt ihn, von wo er komme und was er wünsche. Der Pilger erwiderte: „Ich bin ein armer Pilger und bitte um eine kleine Gabe.“ „Du pilgerst wohl vom Freiheitslande oder vom Tränentale her, wo ihr euer Hab und Gut gegenseitig vernichtet und verbrannt habt? Bist wohl auch ein Revolutionär?“ „Verzeihung, das bin ich nicht und mit den Aufrührern habe ich nie gehalten. Ich komme aus einem fernen Lande und mußte dieses unglückliche Land passieren.“ „Nun wenn es so ist, dann bist du uns willkommen.“

Der Wirt und die Wirtin erkundigten sich nach seinem Befinden und sie boten ihm warme Speisen an, welche dem erschöpften Pilger sehr wohlthuend waren.

Nun erzählten sie sich gegenseitig von der schrecklichen Revolution, welche das arme Land fast ganz verwüstet hatte. Da sprach der Wirt: „Unsere nächste Umgebung war ganz frei von der Revolutions-Inspiration, aber nicht sehr weit von hier waren die Menschen ganz inspiriert von einer Ummwälzung. „Alles muß anders werden“, hörte man von allen Seiten. Jetzt ist nun leider alles anders geworden und die Menschen wollen vor Hunger, einander auffressen. Von Raub und Mord hört man häufig, so daß auch wir hier oft in Angst und Bange leben.“

In den Ländern, wo die Revolution ausbrach, lebten auch viele friedlichgesinnte Leute, sie wurden aber von den Revolutionären verfolgt, ihre Häuser verbrannt und ihre Felder verwüstet. Da näherte sich auch den Aufwühlern die strenge Strafe, und viele mußten ihr Tun mit ihrem Leben büßen. Nun müssen insolgedessen auch die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden und es wird wohl noch lange dauern, bis im Lande eine bessere Ordnung eingeführt werden kann, wo Menschen wieder besser und menschlicher miteinander leben können.

Auch wir hatten genug zu leiden, als die Revolutionäre verlangten, daß auch wir mit ihnen halten sollen, jedoch blieb glücklicherweise unsere Gegend von größeren Gefahren verschont. Wahrscheinlich hat die Entfernung, wie auch die großen Waldungen um unser Gebiet, uns vor den Verheerungen geschützt.

Jetzt sind unsere armen Dörfer hier in diesen weiten Gegenden noch reich im Vergleich mit den begünstigten Gegenden, wo die Freiheitsgeister nun ihr Vernichtungswerk vollbracht haben.

Wir haben es nicht leicht, aber unsere Felder sind gut bearbeitet, versprechen uns gute Ernte, und hoffentlich werden wir wohl ohne großen Mangel und Not es bis zur neuen Ernte aushalten können.

Jetzt kommen, trotz der großen Entfernungen, aus den früheren reichen Dörfern auch bis zu uns die Hungernden und wir helfen ihnen nach Kräften, aber ein jeder muß vor allen Dingen immer an sich selbst und an die Seinigen denken.

Wir sind wohl arm, aber wir schätzen die Vermögensrechte, und wir schätzen unsere Regierung, welche nach Kräften die Ordnung im Lande aufrecht hält.“

So waren die Worte des Wirtes vom Walddorf, und der Pilger lauschte seinen Worten mit Behagen. Er dachte an seine Illusionen von der Freiheit und Gleichheit, welche Idee er nun in Wirklichkeit vor sich sah. Jetzt freute er sich doch, Menschen zu finden, welche sogar in beschränkten Verhältnissen mit ihrem Los zufrieden waren und sich ihrem Schicksale und der göttlichen Fügung ergeben fühlten.

Auch der Pilger erzählte seine Erlebnisse, bis die Abendstunden vorüber waren. Dem Pilger wurde auf dem Heuboden eine weiche Schlafstelle bereitet und auch die Wirtsleute gingen zur Nachtruhe.

Des Morgens hörte man schon in der Frühstunde die Kirchenglocken läuten, denn es war Sonntag. Die Leute kamen von allen Seiten zum Gotteshaus, wo natürlich unser Pilger auch nicht fehlte. Der schöne Choral, „Nun danket alle Gott“, wurde von den Leuten, mit Orgelbegleitung, mit Begeisterung gesungen. Der Pastor fing seine Predigt mit den Worten an: „Gott ist Geist, und wir müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“

Dann sprach er vom Glauben und von der Religion. „Unsere Religion ist in Gefahr. Die Kirchen werden geschändet und Gott gelästert. Oft hört man aus Verzweiflung die Men-

schen schreien: „Wozu die Kirchen? Wenn der Gott, der Schöpfer aller Dinge, im Himmel ist, warum bereitet er seinen Geschöpfen hier auf Erden die höllischen Qualen? Warum sind die Schätze dieser Welt so ungleich verteilt und warum sollen die Begünstigsten, die Besten und die Geachtetsten das Himmelreich erben? Lug und Trug ist alles, was man vom Glauben spricht.“ So schreien die irrenden Menschen, welche Gott und die Religion verloren haben.

Alle Menschen sind dem Irrtum ausgesetzt, aber ein jeder hat die Freiheit, das Gute oder das Böse zu wählen. Er kann die Tugend üben, oder er kann in seiner Bosheit verzweifeln. Die Begriffe des Glaubens und der Religion können verschieden sein, aber die Liebe zu Gott und zum Menschen ist immer dieselbe. Die Begriffe des Glaubens verändern sich, aber die Religion bleibt immer dieselbe. Und wenn auch das Äußere der Religion in Jahrtausenden, durch Reformen sich verändert, so finden wir doch auch ohne Reformen den Weg zur Gottheit, denn Religion heißt ja „sein mit Gott“, und Gott ist die Liebe.

Kein Sterblicher hat Gott gesehen. Schon vor zwei Jahrtausenden hat ein Menschensohn, voll von Gottes Geist geäußert daß wir Alle einen Vater im Himmel haben. — Er hat auch gesagt „Gott ist Geist“. Derselbe Gottesgeist erhält das Weltall, belebt die Natur, wie auch den Menschen, auch in unsrer Zeit bis in Ewigkeit.

Niemand kann mit seinem Glauben prahlen und seinen Mitmenschen hassen, wenn sie nicht so glauben wie er. Bei Gott gilt nur der gute Wille und die Liebe, denn Gott ist die Liebe.

Lassen wir denn den Funken von Gottes Geist in uns nicht erlöschen, sondern üben wir das Gute. Solange wir dieses tun, verlieren wir nicht des Lebens Würde, und wir verlieren auch nicht unsere Religion. Dann wird unsere Kirche uns immer wert und lieb sein, wo wir den Geist der Geister anbeten: Heilig, heilig, heilig ist Gott.

Haltet das Erdenleben wert und teuer, achtet und liebet einander auf Erden, dann seid ihr Kinder des großen Vaters im Himmel.“

So ungefähr war die Predigt, worauf dann zum Schluß noch gesungen wurde „Ich bete an die Macht der Liebe“.

Alle kehrten fröhlich und guten Mutes nach Hause und gewannen ihre Kirche immer lieber.

Der Pilger wunderte sich sehr über die Einigkeit und Begeisterung die er in der Kirche wahrgenommen hatte. Auch der

Wirt, wo er eingefeiert war, wußte zu erzählen, daß die Leute, alt und jung, mit Freuden in die Kirche gehn, den Prediger und die Predigt schätzen und mit Begeisterung die schönen Choräle singen. Dieses imponierte dem Pilger, denn er war bis dahin gegen die Kirche gleichgültig gewesen. Er äußerte sich in folgenden Worten: „Schön ist auf solchen freien Betrachtungen aufwärts, zur Gottheit zu streben, und da können und dürfen doch keine veralteten Gebräuche und Traditionen den Weg dazu hemmen.“

Dieselben göttlichen Empfindungen, welche unsere Ahnen in den Urwäldern begeistert haben, Gott einen Tempel zu bauen, derselbe göttliche Funke ist hier bei den Bewohnern dieser, fast von Urwäldern umgebenen Ortschaft, noch nicht erloschen. Haltet fest daran, um nicht die Krone des Lebens zu verlieren. Die Bildung ist nützlich und soll überall willkommen sein, jedoch bleibt es zu wünschen übrig, daß durch die Zivilisation das teuerste, das Ideale, die göttlichen Empfindungen nicht gehemmt werden. Der Buchstabe tötet und der Geist macht lebendig.“

Der Wirt, wie auch die anderen hörten dem Pilger aufmerksam zu.

Am Nachmittag gingen sie die Felder und Wiesen anzusehn, da erblickten sie eine Menge junger Leute, die auf einer grünen Fläche lustig spielten und tanzten.

Alles, was der Pilger da im Walddorfe gesehn und gehört hatte, freute ihn, jedoch wurde er dabei mißmütig gestimmt gegen seinen eigenen Lebenswandel, gegen seine Pilgerschaft. „Sind doch alle Menschen Pilger hier auf Erden, und ein jeder sucht sich nützlich zu machen. Was habe ich meinen Mitmenschen nützen können? Alle meine Ideen, auf meiner Pilgerschaft Erfahrungen zu sammeln und so meinen Mitmenschen nützlich zu sein, haben sich nicht bewahrheitet, und doch möchte auch ich ein nützlich Geschöpf sein“.

Da wandte er sich zu dem Bauer und sprach: „Guter Wirt, nimm mich an als deinen Arbeiter, ich will nach Kräften arbeiten, um nur mein tägliches Brod zu verdienen, denn meine Pilgerschaft hat sich als zwecklos erwiesen.“ Der Bauer antwortete: „So sehr ich auch damit einverstanden wäre, denn ich glaube, daß du ein guter und friedensliebender Mann bist, so ist es mir doch unmöglich, diesem Wunsche nachzukommen. Erstens habe ich fast mehr Arbeiter, als ich brauche. Und zweitens, was das Schlimmste ist, und was ich fürchte und bedauere, verbieten die Geseze hier, während der unruhigen Zeit jeden Aufenthalt eines Fremden.“

Heute nachmittag war schon unser Gemeindeältester bei mir und hat streng darauf hingedeutet, daß sich niemand hier bei uns über 24 Stunden aufhalten darf.

Jetzt neigt sich die Sonne schon bald zum Untergang, und du könntest im Walde nicht den Weg finden. Ich will dir in meinem Speicher eine Schlafstelle bereiten, wo dich niemand sehen und finden kann, da kannst du dich in aller Ruhe ausschlafen, bis die Sonne aufgeht, dann kannst du mit Gottes Hilfe weiter wandern.“ Der Pilger antwortet: „Mein, guter Wirt, verstecken will ich mich nicht. Auch bin ich gewöhnt im Walde zu wandern und auch zu schlafen. Am liebsten ist mir der Wald jetzt in der schönen, hellen Sommerzeit. Es tut mir nur Leid von dieser schönen Gegend [und von den lieben Leuten zu scheiden, aber wenn es doch nicht anders sein soll, so lebet wohl, der liebe Gott möge Euch hüten und schützen.“

Der Pilger wandert jetzt wiederum mit fröhlichem Mute den Waldweg entlang und er hat die Richtung genommen, wo er die friedlichen Gegenden zu erreichen hofft.

Die Sonne geht schon unter, die duftende Waldluft und der Vogelgesang erquickten seine Seele und erleichtern seine Reise. Jetzt sieht er deutlich, daß nach den äußeren Umständen und Verhältnissen sich auch das Innere gestaltet, die Seelenruhe oder die Unruhe.

In sich gekehrt denkt er über sein Dasein nach und bemerkt nicht einmal, wie die Zeit vergeht. Schließlich wird der Wald auf einer Seite lichter und heller, und er gelangt zu einer schönen Wiesenfläche. Da er auch schon müde ist, so wählt er sich da auch sein Nachtlager.

Über die freie Wiesenfläche hinschauend schimmert ihm noch die Abendröte entgegen. Da erinnert er sich der schönen nordischen Sagen vom mitternächtlichen hellen Himmelsstrande „Dort ist die Sonne untergegangen und nicht weit von der Stelle, da geht sie wieder auf. — So auch das Menschenleben. Da erlischt ein menschliches Leben und dort entsteht ein anderes Leben wieder, und so wechselt es sich ab bis zur Ewigkeit. Ist mir die Sonne das letzte Mal untergegangen oder sehe ich sie noch am Himmelsgewölbe?

Zum Leben und zum Sterben ergebe ich mich der göttlichen Vorsehung.“

Er schlummert ein und die Vöglein im Walde singen ihm Schlummerlieder.

VI. Rettungsburg.

Viele Jahre sind vorübergeflogen und unser Pilger ist schon ziemlich alt geworden. Er wandert weiter. Hat sich wohl Erfahrungen gesammelt, aber sein Frohsinn, sein Mut und sogar die Hoffnung, scheinen ihn verlassen zu haben.

Der Kampf ums Dasein und die äußeren Umstände haben auch seine innere Kraft und Seelenruhe geschwächt und wankend gemacht. Als Bettler muß er sein Brod erwerben, und dieses ist ihm sehr bitter, wie wir es nun auch aus seinen Worten vernehmen werden.

„Wozu bin ich noch in dieser Welt? Als Bettler muß ich mein Leben fristen und von Almosen leben. Was ist ein solches Leben noch wert, das auf Kosten der Mitmenschen erhalten wird? Abschütteln will ich ein solches Bettelleben, wie es auch nur sei. Keine unnützen und überflüssigen Geschöpfe soll die Erde auf sich dulden.“

Da unterbricht der Nachtigallengesang sein Selbstgespräch. Es ist Frühsummerzeit, und am Saume des Waldes, wo der Pilger rastet, ist die Natur, wie zum Troste des Pilgers, sehr belebt. Aber die üppige Natur und der Vogelgesang können die Lebensgeister des Pilgers nicht erwecken. Halbgeschlummernd liegt er da, bis er sich endlich mit einem Male aufrichtet. Da sieht er seinen Genius wieder vor sich stehen und er vernimmt folgende Worte: „Bleibe dir selber treu, denn das wahre Glück stammt nicht von außen her.“

Die Glückesempfindungen sind nicht Privilegien der Paläste, sondern die Sonne der Liebe erwärmt auch die Herzen der verborgensten Hüttenbewohner, in Freuden wie auch im Dulden. Der Mensch ist seines Glückes Schmied und nie-

mand kann die Würde seines Lebens rauben. Wandle weiter, der Glaube, die Hoffnung und die Liebe geleiten dich“.

Die Vision verschwand, der Pilger reibt seine Augen und begreift nicht, ob der Genius ihm in Wirklichkeit oder im Traume erschienen war. Auch kommt die Vision seiner Jugend ihm noch in Erinnerung. Die Hoffnung belebt ihn von neuem, und er wandert in besserer Überzeugung an die göttliche Vorsehung weiter.

Die Sonne steht schon hoch am Himmel, und er gelangt endlich zu einem Landgute. Da steht ein stolzes Schloß, wie eine feste Burg, in der Nähe am Meere. Wahrscheinlich dient diese Burg auch als Leuchtturm, und hat vielleicht schon so manches wankende Schiffchen von den stürmenden Wellen des Meeres gerettet! „Vielleicht könnte ich da einen Wachtposten bekommen und so für die Rettung der herumirrenden Menschen etwas beitragen.“ Indem er sich nähert, begegnet er dem Verwalter der großen Besitzung, der ihn anhält. „Wer bist du und was willst du?“ Der Pilger erzählt ihm daß er ein unglückliches und unnützes Wesen sei, und er wünsche wohl, auch in diesem Erdenleben nützlich zu sein. Der Herr fragt ihn, ob er auch im Leben was gelernt habe. Der Pilger antwortet daß er in der Jugend wohl die Schule besucht und in seiner Pilgerschaft auch Lebenserfahrungen gesammelt habe. Der Verwalter fängt an, ihn durch verschiedene Fragen zu prüfen, ob an ihm auch etwas Gutes sei, denn er hat genug mit verkommenen Leuten zu tun gehabt. Schließlich sagt er: „Es ist nicht alles Gold was glänzt. Der Reiche ist in Gefahr sein Teuerstes zu verlieren, der Arme hat nichts zu verlieren — sondern er kann gewinnen. Du könntest hier im Hause dein Glück versuchen.“ Der Pilger fragt: „Womit könnte ich hier wohl dienlich sein?“ „Du könntest Lehrer werden.“ „Das wäre bei kleinen oder großen Kindern?“ „Bei Erwachsenen. Mein Herr hat drei Söhne, zwei von ihnen sind schon verloren und der dritte wäre noch zu retten.“ „Sind seine Söhne gestorben?“ „Nein, sie sind in der Hauptstadt und sie arbeiten darauf los, das reiche Haus in den Bettelstand zu bringen, und dieses Werk scheint ihnen garnicht schwierig zu sein. Wenn in unserem Lande jemand im Stande war, schon in 8 Monaten 600,000 Rbl. zu verschwenden und schließlich eine Stelle annahm für 30 Rbl. monatlich (wie man in den Zeitungen liest), so wird wohl möglicherweise ein Sohn eines Millionärs während seiner ganzen Jugendzeit im Stande sein, einen

Millionär-Vater zum Bettler zu machen. Nun, die beiden werden schon soviel wie möglich im Zaum gehalten.

Der dritte Sohn meines Herrn ist noch zu retten. Willst du sein Lehrer sein?“ „Wie kann ich dieses wagen, lehrt ja das Leben selbst den Menschen.“ „Ja, das Leben lehrt wohl auch, aber einen lehrt das Leben den Weg zur Weisheit und Tugend, und den anderen den Weg zum Galgen. Das Leben lenkt sich ja darnach wie die Menschen leben und wie sie einander geleiten. Daher, wenn du in deiner Pilgerschaft etwas gelernt hast, so wende deine Weisheit an, zu verlieren hast du ja hierbei nichts, aber möglicherweise könntest du etwas gewinnen.“ „Es ist zu viel, was du mir zumutest, aber sehr gerne will nach meinen besten Kräften das Möglichste tun, um euch zu dienen.“

Der Pilger wird ins Schloß gelassen, seine alten abgetragenen Kleider werden abgenommen, man zieht ihm neue Kleider an und dann wird er zu dem Besitzer des Schlosses, einem General, geführt.

Der General fragt ihn: „Worin kannst du meinen Sohn unterrichten?“ „Hohe Exzellenz, ich habe nicht die Universitätsbildung, und ich könnte nur nach Erfahrungen meiner Pilgerschaft deinem Sohne den Lebensweg angeben.“ „Und was für einen Lebensweg?“ „Exzellenz, es gibt vor allen Dingen nur zwei Wege, den Weg empor zur Tugend, oder den Weg hinab zum Laster. Der Weg zur Tugend ist die Moral und Herzensbildung, worin ich deinen Sohn nach meinen besten Kräften leiten würde, aber wegen der übrigen Wissenschaft müßte dein Sohn wohl die Regeln der Hochschule verfolgen und sich so vervollkommen.“ „Du bist mir willkommen“, sprach der General, geleite meinen Sohn auf einen guten Lebensweg, aber nicht abwärts, sondern aufwärts.“ Der Pilger zeigte seine Dienstbereitschaft und verließ das Zimmer des Generals.

Dann wurde dem Pilger ein schönes Zimmer eingerichtet, er bekam gutes Essen und Trinken, und erst am zweiten Tag wurde sein Schüler, der junge Sohn des Generals, den schon mehrere Lehrer vergebens versucht hatten zu unterrichten, zu ihm gebracht. „Nun, mein junger Herr, du hast wohl Lust zu lernen?“ „Nein, ich will nicht lernen. Meine Brüder haben gelernt und ich will ihrem Beispiele nicht folgen.“ „Und doch muß man lernen, den das Lernen hat den Menschen zum Menschen gemacht, der Mensch lernt solange er lebt.“ „Und wenn ich auch lernen sollte so brauche ich dazu keine Universitätsregeln. Was

soll der Mensch soviel seinen Kopf zerbrechen um die toten Buchstaben zu lernen und immer lernen und sogar die toten Sprachen auswendig lernen, die er nie im Leben gebrauchen kann? Oder soll ich vielleicht in der Universität mit den Holiganen wetteifern, mit meinem Lernen kokettieren und streifen und so die regierenden Kräfte ignorieren? Nein, mit solchen Dingen fasse ich mich nicht ab. Die Natur will ich beobachten, und von ihr lernen.“ „Bravo! die Natur ist auch meine Lehrerin. So gestattete mir wenigstens, dich in deiner Jugend zu leiten, vielleicht profitieren wir gegenseitig und benützen so die Natur um unsere Lebensweisheit zu unterstützen, denn es heißt ja: „Was kein Verstand des Verständigen sieht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Die Natur um euer Schloß ist sehr schön und einladend, wollen wir doch gehen und die herrliche Natur beobachten“ Der junge Mann reichte dem Pilger bejahend die Hand. Sie machen sich bereit und gehen hinaus.

Draußen in der freien Natur haben sie alles beobachtet von dem Wichtigsten bis zum Geringsten was ihnen in den Weg kam. Erstens gingen sie durch einen Obstgarten und besahen da die verschiedenen Frucht bäume. Die Blüten waren abgefallen und es bildeten sich schon kleine Knötchen, die künftigen Aepfel. Ihrer Beobachtung entging auch nicht der Storch, welcher hoch auf dem Birkenbaume sein Nest gebaut hatte. Da sagt der Schüler: „Die Störche erfreuen uns in jedem Sommer. Sie kommen im Frühling so friedlich und artig, pflegen und erziehen ihre Kinder und scheiden im Herbst eben so friedlich, wie sie gekommen sind. Wer hat ihnen die Lebensweisheit gelehrt?“ „Der himmlische Vater hat sie unterrichtet.“ „Wo ist der himmlische Vater, und warum lehrt er auch die Menschen nicht so friedlich und brüderlich zu leben?“ „Er lehrt einen jeden, der seine Lehre hören und sehen will. Es ist aber besser, daß du mir nicht sogleich so schwere Fragen stellst. Nach und nach wirst du Gott und seine Werke kennen lernen. Mit deiner Vernunft wirst du Ihn und Seine Werke nie recht fassen können, wohl aber mit deiner Herzenswärme und mit deinen Empfindungen.“

Da gingen sie weiter in den Garten bis zur Bienenzucht.

Es kam gerade ein Bienenschwarm heraus, welcher durch Wassersprizen des Aufsehers an einem weiteren Fluge gehindert war, und der Bienenschwarm ließ sich dort an dem in der Nähe stehenden Birkenbaume nieder. Wiederum fragt der Schüler: „Warum entfernen sich die Bienen von ihrem Bienenstocke

und kehren nie mehr in ihr Heim zurück?“ „Weil ihre Familie schon zu groß geworden ist, daß sie sich trennen müssen. Sie bilden unter sich auch ein Königreich und haben eine Königin. Nun sind sie so volkreich geworden und haben sich noch eine Königin gewählt, welche die neuen Untergebenen lenken soll, welche von den alten Reichsbewohnern sich trennen mußten. Auch die Bienen lenkt und leitet der allmächtige Herr und Vater.“ Da zeigte der Aufseher der Bienenstöcke einen Bienenstock inwendig. Mit größtem Interesse haben sie da die fleißigen Bienen beobachtet und ihre Arbeit bewundert. Mit welcher Geschicklichkeit und Akkuratess haben sie ihre Zellen gebaut und den Honig hineingelegt. Wiederum erfüllte den jungen Mann die Bewunderung der Natur.

Sie traten auf eine Landstraße und gingen hinaus bis zu einem Walde. Da bot die Natur ihnen ein neues Bild zur Bewunderung und der Pilger wußte über jede Erscheinung dem jungen Manne etwas zu erzählen. Erstens die verschiedenen Pflanzen und Bäume, und dann die Waldbewohner, die da sichtbar und hörbar wurden. Insekten, Schmetterlinge und Vögel und mit welcher Geschicklichkeit hüpfte da ein Eichhörnchen von Baum zu Baum. Eine längere Betrachtung machten sie bei einem Ameisenhaufen und sie beobachteten, wie die kleinen Wesen schon von einer ziemlichen Entfernung die Wege erkannten, auf welchen sie ihr Baumaterial nach Hause zu bringen hatten, und mit welcher Geschicklichkeit sie ein Stück an das andere fügten. Da sagte der Pilger: „Und der innere Ameisen-Bau ist auch nicht so einfach, wie es von außen aussieht, jedoch wissen sie alle die geheimen Wege ihrer Burg, wo sie ihre Häuslichkeiten haben und wo sie friedlich leben. Kommt nun von irgendwo her ein gewaltsamer Stoß, so vernichtet er eine Festung, woran schon Generationen gearbeitet haben. Ebenso verhält es sich auch mit der menschlichen Tätigkeit, nur mit dem Unterschiede, daß die Menschen oft selbst ihre Burgen und Festungen vernichten.“

Da kamen sie an eine schöne Stelle, wo der General auf einem Hügel einen kleinen Pavillon hatte bauen lassen. Da war nun die Natur und die Kunst vertreten und von der Anhöhe, von dem Pavillon aus, war ringsherum eine herrliche Aussicht auf die schöne Vegetation. Dort nahmen sie Platz und der Pilger repetierte und ergänzte die bis jetzt über Bienen und Ameisen gemachten Beobachtungen, im Vergleich mit den Menschen.

Der Pilger suchte nach Kräften die Wißbegierde seines Zöglings zu befriedigen. Seine Hauptaufgabe war die Moral und

die Hauptbedingung bei der Moral war die Religion. Diese Prinzipien seiner Erziehung suchte er bei allen wissenschaftlichen Gesprächen festzuhalten, denn verliert der Mensch seine religiösen Empfindungen, so sind alle seine Gespräche über die Moral ein leerer Schall.

Aber die schwierigste Aufgabe war den jungen Mann für die Erkenntnis der Religion zu gewinnen. „Gott ist Geist“ und wenn der Lehrer nun von dem himmlischen Vater sprach, so fragte ihn der Schüler: „Wenn der Gott nur Geist ist, wie kann er denn Person sein, der da im Himmel steht oder sitzt, und wo ist der Himmel und wo die Hölle?“ „Vor allen Dingen müssen wir hierbei in uns selbst schauen, da sind die Empfindungen von Himmel und Hölle: hat der Mensch Gutes getan, so fühlt er die himmlischen Freuden, und hat er Böses getan, so hat er die höllischen Qualen. Sind wir darin im klaren, ob wir, ohne kleinliche Fragen, fähig sind Gottes Geist in uns aufzunehmen, dann erst können wir weiter hinaus schauen bis in die Unendlichkeit, und wenn wir soweit gelangt sind, wo unsere Vernunft nicht mehr weiter reicht, da fängt die himmlische Herrlichkeit und Gottes Weisheit, Gottes Kraft und Macht an, was wir alltäglich sehen und bewundern können. Hoch über unserer Vernunft waltet die Gottheit, zu der wir emporstreben. Die Begeisterung hebt uns zu Gott empor. Wir können ihn nennen wie wir wollen, Gott der Schöpfer, der schaffende Geist, himmlischer Vater, u. s. w., denn der Gott der Liebe und Güte leidet keine Beschränktheit des Geistes.“

„Wie verhält es sich aber mit unserer Kirche, wo von uns doch der Glaube an Gott den Vater und an Gott den Sohn verlangt wird.“ „Nun, so glaube wenn du so glauben kannst, und wenn nicht, so glaube an den heiligen Geist, an den Gott der Liebe und Güte. Wir sind nicht gezwungen an einen persönlichen Gott zu glauben. Von der Kirche können wir auch nicht eine Unfehlbarkeit verlangen, sie hat viel für die menschliche Entwicklung beigetragen, und sie wird es wohl noch ferner tun, aber nicht durch Zwang, sondern durch Güte, denn die Religion leidet keinen Zwang.“

Wir dürfen also dem Vater im Himmel unsere Hymne singen, oder wir nennen Ihn anders, die göttlichen Empfindungen bleiben dieselben, denn die „Religion“ heißt in unserer Sprache, „Sein mit Gott“. Sind wir in der Kirche, so denken wir, die Stätte ist heilig, und sind wir auf dem Felde oder im Walde, so denken wir gleichfalls so.

Ist diese schöne Stätte nicht ein Gottes-Tempel, und rings herum die herrliche Natur.

Du himmlischer Vater und Ewigschaffender Geist, nimm uns irrende Menschen an und geleite unsere Schritte aufwärts zu deiner Herrlichkeit, wo wir dir heilig, heilig singen von Zeit zur Ewigkeit.“

So sprach der Lehrer und der Vogelgesang im Walde begleitete seine Worte. Nun schien der Schüler den Lehrer schon etwas besser zu verstehn und er sagte: „Du meinst, daß die Religion mit der Moral und mit der Tugend in Einklang stehen muß?“ „Ja wohl, denn die Religion ist die höchste Tugend und die höchste Moral.“

Das war die erste Lektion und Vorbereitung zu den wissenschaftlichen Gesprächen, in welchen nicht nur die Wissens-, sondern auch die Herzensbildung gefördert werden sollte.

Sie kehrten beide befriedigt nach Hause, und diese Stunde blieb dem Schüler im Gedächtnis.

Seit der Zeit machte der Pilger mit seinem Schüler 1—2 Mal täglich seine Studien in der freien Natur, und zu Hause suchten sie ihre wissenschaftlichen Bücher hervor. Der junge Mann forschte begierig und lernte so fleißig, daß der Lehrer darüber staunen mußte.

Der General schien sich fürs erste um seinen Sohn und seinen Lehrer garnicht zu kümmern, denn seine anderen Söhne hatten sein Denkvermögen zu sehr in Anspruch genommen. Seine beiden Söhne in der Hauptstadt waren schon früher wegen ihres trotzigen Betragens und wegen Streiks aus der Universität ausgeschlossen und der ältere saß schon als politischer Verbrecher in der Festung. Jetzt bekam der General von dem Vormunde seiner Söhne aus der Hauptstadt einen Brief, wo er unter Anderm schrieb:

„Dein jüngerer Sohn hat schlechte Gesellschaft und er ist durch Kartenspiel so in Schulden geraten, daß er nur mit einer großen Summe, etwa 80,000 Rbl., gerettet werden könnte u. s. w.“ Diese Mitteilung hat den alten General furchtbar erschüttert und er konnte garnicht diese peinlichen Gedanken wegen seiner beiden Söhne aus dem Kopfe treiben.

„Anderen machen die Kinder Freude und mir bereiten sie Höllequalen. Es muß eine Strafe sein für meine früheren Sünden.“ So sprach er und zog sich von allem zurück. Er konnte auch von seinem dritten Sohne nichts mehr hoffen, und

kümmerte sich daher auch nicht darum was der neue Lehrer mit ihm machte.

Der Pilger mußte von den Herzensqualen des Generals und dachte bei sich: „Wie richtig hat der Verwalter die Erwähnung gemacht: „Es ist nicht alles Gold was da glänzt.“ Jetzt sehe ich, daß das Unglück nicht nur in der Armut, sondern auch im Reichtum seinen Platz behauptet.“

Der General wagte sich garnicht mehr zu erkundigen, ob dieser Sohn zuhause auch etwas lernt, denn er hoffte nichts mehr von seinen Söhnen.

Endlich läßt der General eines Tages den Sohn mit seinem Lehrer zu sich kommen, um doch etwas zu sprechen. Erstens richtet er seine Frage an seinen Sohn: „Hast du auch etwas gelernt?“ „Ja mein Vater, ich habe etwas gelernt.“ „Und was denn?“ Der Sohn sagt: „Daß der Mensch seine Pflichten hat, und daß er einen Vater im Himmel hat, dessen Geist ihn belebt. Nun, ich will lernen und arbeiten mein Lebelang und ich hoffe mit meiner Tätigkeit nützlich sein zu können.“ Der General war überrascht, und fragend schaute er zu dem Lehrer hin, welcher dann sprach: „Excellenz, deinem Sohne kann ich das beste Zeugnis geben, er ist begabt und fleißig und hat nur Sinn für das Gute und Schöne.“ Da konnte der General seine Rührung nicht verbergen, er umarmte seinen Sohn und sagte: „Du hast den ersten Schritt zu deiner Erdenpilgerschaft gemacht, Gott geleite deine ferneren Schritte.“ Dann umarmte er auch den Lehrer und sagte: „Du hast mir einen Sohn gerettet. Wenn ich auch alles verlieren sollte, so bleibt er mein Reichtum, mein Trost und meine Stütze. Ein guter Lehrer kann nie gut genug belohnt werden, und auch ich will nicht ermangeln, darin meine Pflicht zu tun.“ Dann wurde darüber gesprochen, was der Junge eigentlich werden soll, was er lernen soll, und was für seine Erziehung noch weiteres zu tun wäre. Auf die Frage des Vaters erklärte der Sohn, daß er am liebsten Naturforscher werden möchte. „Ich will nicht allein die Allmacht Gottes und die Natur erforschen und bewundern, sondern darin auch Lebenserfahrungen sammeln, welche ich dann mit meinen Mitmenschen teilen kann, so wie der gute Mann hier seine Erfahrungen und Empfindungen mir mitgeteilt hat. Wie oft habe ich die Bienen und die Ameisen gesehn, aber erst dann habe ich mir ein Gempehl von ihnen genommen, als mein Lehrer mir ihr Tun und Treiben beleuchtet hatte. Infolge dessen übe ich mich nicht nur in der Wissenschaft, sondern ich lerne auch die Würde des Lebens zu

schätzen und Gott und die Menschen zu ehren und zu achten. Gönnen mir nur auch ferner noch mit meinem Lehrer die herrliche Natur zu erforschen und zu bewundern.“ „Damit bin ich einverstanden. Da hast du auch ferner deinen „Sokrates“, denn diesen Ehrennamen verdient er, und ich bin die Universität. Ich erinnere mich noch etwas von meiner Universitätsbildung und ich will euer Oberlehrer sein.“ Da wurde geordnet, welche wissenschaftlichen Bücher noch anzuschaffen wären, damit die Bildung des jungen Mannes in der Zukunft nicht einseitig würde. So konnte er weiter lernen und studieren, und dazu hat hauptsächlich der gute Wille des jungen Mannes selbst beigetragen.

Täglich machte der Sokrates mit seinem Schüler Ausflüge, um die Studien in der freien Natur zu vervollständigen und in der übrigen Zeit wurde an den Büchern gearbeitet, aber immer so, daß das Denkvermögen dabei nicht übermäßig angestrengt wurde. Dabei hat immer der Lehrer darauf gesehen, daß die Bildung des jungen Mannes nicht eine einseitige sein würde, sondern daß neben der Wissenschaft auch die Religion und die Kunst in Betracht kämen, und so auch die besten Empfindungen also die Herzensbildung gefördert würde. Die freie Natur gab dazu Stoff genug. Auch die Leibesübungen und das Turnen wurden dabei berücksichtigt, denn nur in gesundem Körper kann gesunder Geist existieren. Die Kunst ersetzte hier wohl nur die Betrachtung der Natur, denn die prachtvollen Farben, welche die Sonne in Blumen und Blätter hervorbringt, wie auch die buntfarbige Tierwelt, kann der Künstler nie genügend würdig und schön nachahmen.

Auch der erstarrte Winter ist nicht ohne Schönheit und Reiz; die Feuchtigkeit erstarrt in der Luft und der Schnee flattert wie die Schmetterlinge herunter auf die Erde, um die zarte Natur wie mit der weißen Winterdecke zu schützen, damit sie im Frühling wieder ihre Auferstehung feiern könne.

Wohl dem Naturforscher, bei dessen Forschungen und Erfahrungen die Bewunderung des Schöpfers und seiner Schöpfungen nicht beeinträchtigt wird, so daß er schließlich doch mit Humboldt ausrufen kann: „Dem Gott in der Höhe sei Ehre!“

Unserem Pilger war es nach seinen gesammelten Erfahrungen gegönnt, wenigstens einen Schüler so zu leiten, daß er eine Freude an ihm haben konnte.

Einst besuchte den General ein sehr anerkannter Naturforscher, derselbe war von der Begabung und dem Fleiß des

jungen Mannes sehr überrascht. Er prophezeite ihm die beste Zukunft als Naturforscher, gab jedoch den Rat, zur Vollendung seiner Studien sein Examen in der Universität abzulegen. Damit waren auch alle, Vater, Sohn und Sokrates einverstanden.

Drei Jahre waren vorübergegangen, seitdem der Pilger in das Schloß eingetreten und seine segensreiche Arbeit begonnen hatte, und es näherte sich die Zeit, wo der Schüler von seinem Lehrer, wie auch von seinem Vater Abschied nehmen mußte, um in der Universität weiter zu lernen. Der General bezeugte dem Pilger die volle Zufriedenheit und Dankbarkeit und sagte schließlich: „Ohne Universitätsdiplom ist in unserer Zeit doch nichts anzufangen.“

Der junge Mann reiste nach der Hauptstadt und der Pilger war wieder frei.

Der General stellte es ihm frei, in seinem Schlosse sein Lebenslang zu bleiben, aber der Pilger zog es vor, wieder weiter zu wandern. Der General gab dem Pilger eine gute Summe Geldes als Belohnung, sie nahmen Abschied und der Pilger zog wiederum auf seine Wanderschaft.

VI. Heimkehr und Daheim.

Drei Jahre ist unser Pilger nun wieder auf der Wanderschaft. Seine Erlebnisse waren wenig gut, denn meistens begegneten ihm Noth und Klagen. Er war wiederum in eine Gegend geraten, wo die Menschen in Folge der Unruhen großem Mangel und großen Entbehrungen ausgesetzt waren. Jedoch er fühlte sich schon über manche Hindernisse erhaben, nämlich, er brauchte nicht mehr Almosen zu bitten, sondern er hatte jetzt die Mittel, manchen Leidenden materielle Hülfe zu leisten und ihre bedrängte Lage zu lindern. Er freute sich, wo er etwas helfen konnte, dabei vergaß er aber auch nicht an sich selbst und sein Alter zu denken.

Auch glückliche und friedliche Gegenden hat er durchwandert, und jetzt finden wir ihn in einer schönen Gegend, unter wohlhabenden und friedlichen Landleuten. Da genießt er schon einige Tage die Gastfreundschaft und fühlt sich glücklich. Die liebliche Gegend, wie auch das liebenswürdige Entgegenkommen seitens der dortigen Bewohner bringen ihn auf den Gedanken, seinen Pilgerstab niederzulegen und da zu bleiben. Auch das zartere Geschlecht ist ihm nicht unhold und alles ist dazu angetan, um dort seine Heimat zu gründen.

Es ist in ihm aber ein mächtiges Sehnen erwacht, noch einmal im Leben seine Heimat wiederzusehen.

So nimmt er auch dort von den lieben und liebenswürdigen Leuten Abschied und wandert weiter.

Er wanderte noch lange, aber ohne Rast und Ruhe, um noch sein Ziel zu erreichen. Schließlich erscheinen ihm einige Gegenden, Wälder und Dörfer bekannt und es kommt ihm vor, daß er sie im Leben schon früher gesehen hätte. Es dauert auch nicht lange, da erblickt er sein Friedenthal wieder. Nun ist die

Freude groß, denn von hieraus glaubt er den Weg in seine Heimat schon zu finden.

In Friedental kehrt er bei dem Bauer ein, wo er in seiner Jugendzeit so freundlich aufgenommen ward. Da fand er nun vieles anders, die Menschen waren alt geworden und einige von ihnen schon gestorben, aber die Gesinnungen der Einwohner waren dieselben geblieben, wie früher. Der Bauernwirt lebte noch aber die Wirtschaft führte jetzt schon sein Sohn, dem der alte Vater nach Kräften helfend Beistand leistete. Er erzählte dem Pilger, mit einer gewissen Befriedigung, daß er das Land gekauft und es seinem Sohne übergeben habe, der jetzt nun seit Jahren der Besitzer des ziemlich großen Grundstückes sei. Der Bauer hatte dem wißbegierigen Pilger noch vieles erzählt, und auch jener hat von seiner Reise manches mitgeteilt. Schließlich sagte der Bauer: „Ich freue mich, meine alten Tage hier bei meinen Kindern und Großkindern in Ruh und Frieden verbringen zu können.“ Darauf sagte der Pilger: „Jetzt sehe ich es wohl ein, „der Friede ernährt, der Unfriede verzehrt“. Verzeihe es mir, daß ich in meiner Jugend deine Meinungen und Rathschläge mit einiger Geringschätzung anhörte, jetzt haben die Schicksalsschläge mich auch eines besseren belehrt.“

Zu dem Friedensschlosse ging er nicht mehr, er ließ sich von den Bauern nur einiges erzählen und erfuhr, daß der alte Besitzer des Friedensschlosses nicht mehr unter den Lebenden sei, daß sein Sohn jetzt der Besitzer sei, daß er allen seinen Bauern schon das Land verkauft habe u. s. w..

So im Gespräch begleitete der Bauer ihn noch eine Strecke weiter, dann nahmen sie Abschied, und der Pilger beeilte sich die Richtung zu seiner Heimat einzuschlagen.

Es war wohl eine Reise von mehreren Tagen, aber die Hoffnung, seine Heimat wieder zu sehen, belebte ihn. Er hoffte die guten Menschen von seiner Jugendzeit noch zu finden und ach, sein Vaterhaus nochmals zu sehen, ist ihm schon eine Freude und eine Wonne. Er hat es sich lebhaft vorgestellt, das Häuschen seines seligen Vaters käuflich anzueignen, denn so viel Geld hatte er noch, und dann hoffte er da friedlich, unter friedlichen Menschen, seine alten Tage zu verbringen.

Es war wieder Sommerzeit, wo einem die Natur entgegenlacht, und dieses hielt seine gute Stimmung aufrecht. Das Nachtlager suchte er sich stets bei den Bauern, welche er unterwegs traf. Die letzte Nacht war er so erschöpft, daß er sogleich einschlies, aber er träumte schlecht. „In seiner Heimat war Unruhe

ausgebrochen und es ging da sehr schlimm her. Die Menschen raubten und vernichteten alles, was sie nur noch vorfanden. Er wagte es die Leute noch zu mahnen und in folgedessen zündeten sie sein Vaterhaus an.“ Da erschrak er, wachte auf und konnte nicht mehr einschlafen.

Als er am andern Tage weiter wanderte, dachte er immer an seinen Traum. Wohl sagte er sich selbst: „Träume sind Schäume“, aber er konnte doch nicht mehr seinen früheren Frohsinn wiedergewinnen.

Je näher er zu seiner Heimat kam, desto wehmütiger wurde es ihm ums Herz.

Schließlich sieht er seine Heimatstadt aus der Ferne. Er erinnert sich an seinen Traum und es wird ihm angst und bange.

Er tritt in das kleine Städtchen ein, schaut rechts und links. Einige Häuser kennt er noch, aber von den Menschen kennt er niemanden mehr: Alles ist ihm fremd. Er richtet seine Schritte zu seinem Vaterhaus — und — bleibt wie versteinert stehen. Dort wo das kleine Häuschen war, steht jetzt ein großes zweistöckiges Haus. Da spricht er für sich: „Auch dieses ist hin. Die letzten Spuren der Erinnerung an meinen Vater habe ich verloren. Leb wohl, du heilige Stätte.“

Er geht weiter und macht seine Beobachtungen. Da sieht er im Garten die Kinder spielen. — Auf einer anderen Stelle wiederum die Kinder um die Mutter hüpfen und tanzen, wo der Vater emsig mit den Hausgeräten beschäftigt ist. Er geht weiter, aber er kann kaum seine Rührung zurückhalten. Niemand bemerkt ihn, noch weniger seinen inneren Schmerz. Er ist allein, und von der ganzen Welt verlassen. Außerhalb der Stadt angelangt, setzt er sich auf einen Stein und weint bitterlich.

„Überall ist Leben und Familienglück und ich bin wie ein Stock oder Stein allein.“

„Die Mutterliebe habe ich nie gekannt, denn sie ließ mich als ein kleines Kind zurück. Meine Geschwister folgten in frühesten Jugend der seligen Mutter und mein Vater lebte nur bis zu meinem 16. Lebensjahre. — Mir hat die ewige Vorsehung das Leben geschenkt, aber ich habe es nicht zu meinem Glücke benutzt. Überall sieht man Anhänglichkeit und Liebe, ich aber scheide von dieser Welt und niemand hat eine Träne für mich. So klein bin ich geworden, um mich selbst und mein Schicksal zu beweinen. Aber ist das nicht eine Schwäche? Was hat mir mein Genius gesagt: „Der Mensch ist seines Glückes Schmied.“ Leider bin ich ein schlechter Schmied

gewesen. „Das wahre Glück stammt nicht von außen her.“ Ja, was ist denn die innere Glückempfindung, wenn sie nicht von außen erwidert wird? „Bleibe treu der Tugend und du behälst die Frühlingsfreuden bis zum Ende.“ Ja die Tugend hat bis jetzt mich wohl geleitet.

„Bleibe treu dir selber und deinen menschlichen Pflichten, so bist du einer der glücklichsten Erdenpilger. Bleibe treu der Hoffnung und der Liebe, so erhältst du die Krone des Lebens.“ Dieses waren etwa die Worte, welche mir der Genius gesagt hat. — Nun, ich will nicht mehr murren. Treu will ich bleiben meinem besseren Willen und ich will mich meinem Schicksale ergeben, das mich bis jetzt, trotz meines Irrrens und Fehlens so wunderbar geführt hat.

Du Schöpfer der Welten, führe mich denn weiter, wie du mich bis jetzt geführt hast, bis zum Endziele, bis zur Herberge deiner Herrlichkeit, zur ewigen Ruh' und Seligkeit.“ Da blickt er auf und sieht einen alten Mann, der ein Pferd am Zaume zur Weide führt. Der Pilger spricht ihn an: „Guter Mann, du bist wohl ein hiesiger?“ „Ja mein Herr, bin hier geboren und werde wohl hier auch mein seliges Ende haben.“ „Kanntest du vielleicht einen gewissen Friedrich, der hier, inmitten der Stadt, ein kleines Häuschen besaß?“ „Wie denn nicht! ich diene ja bei dem seligen Friedrich.“ „Er hatte wohl auch Kinder?“ „Jawohl, aber sie starben alle frühzeitig, nur ein Sohn überlebte sie.“ „Du kanntest auch den Sohn, wie war er, und wo befindet er sich jetzt?“ „Ach, mein Herr, wie kannte ich den Juku nicht! wie oft habe ich ihn auf meinen Schultern getragen. Er war ein guter Junge, aber er hatte sonderbare Ideen: er wollte Pilger werden, in der Welt herumreisen, und er ist auch eines schönen Tages verschwunden.“ „Und weiter habt ihr von ihm nichts gehört?“ „Nein, auch garnichts hat man von ihm hören und erfahren können. Er war, unter uns gesagt, ein Freigeist und wahrscheinlich ist er irgendwo während der Revolution umgekommen, welche nach seinem Verschwinden hie und da ausbrach.“ „Und sein Haus existiert noch?“ „Nein, das Haus hat der junge Mann einem „Kristjan“ verkauft, welcher auch gestorben ist. Sein Sohn Michael, bei dem ich jetzt diene, hat das Haus niederreißen lassen, und hat auf der Stelle ein großes, schönes Haus bauen lassen.“ „Und der Michael lebt noch, wie geht es ihm?“ „D, mein Herr, ihm geht es gut. Er ist wohlhabend, hat eine gute Frau und lebensvolle Kinder.“ Der Pilger seufzte, er reichte dem freund-

lichen Alten die Hand. „Ich danke dir, guter Freund. Hoffentlich sehen wir uns wieder.“ Der Alte schritt mit seinem Gaul weiter und der Pilger schaute ihm lange nach. „Sawohl, das ist der alte Hans, der mich als Knabe oft auf seinem Arme getragen hat.“

Also, mein Jugendfreund, der Michael, ist jetzt der Besitzer des neuen, großen Hauses. Er ist also glücklich und reich. Ob man sich ihm noch nähern darf? Nun, ich will es doch wagen ihn aufzusuchen.

Er geht wieder zur Stadt, betrachtet das betreffende Haus von außen und tritt dann hinein.

Ein ältlicher Mann kommt ihm entgegen und der Pilger fragt, ob er den Besitzer des Hauses sprechen darf. „Ich bin es und was wünschest du?“ „Würdest du so freundlich sein und mir einiges mitteilen von denen, die hier im Hause früher gewohnt haben?“

„Ich bin ja der erste der hier wohnt, denn ich habe das Haus gebaut.“ „Ich meine das Haus, welches früher hier stand.“

„Ach ja, du meinst vielleicht den Friedrich der das frühere Häuschen gebaut hatte, nun, diese Familie ist schon längst verschollen und ausgestorben. Soviel ich weiß, sind sie wohl alle gestorben. Ein Jüngling, der noch am Leben blieb, ist ausgewandert und kehrt nie mehr zurück.“ „Weiter hast du von ihm nichts mehr gehört? Vielleicht lebt er noch? Ist die ganze Familie ausgestorben?“

„Wo soll er noch leben, damals als er von uns verschwand, war ich 16 Jahre alt, und jetzt bin ich schon alt geworden. Es ist schon 40 Jahre seit der Zeit vorübergegangen und wo soll er noch leben. Er hatte so tolle Ideen, wollte Pilger werden, die Welt kennen lernen, und so sich nützlich machen. Es ist zu fürchten, daß er sich von den modernen Helden und Weltverbessern mitreißen ließ und so als Revolutionär zu Grunde gegangen ist.“ „Dann war er wohl ein schlechter, ausgearteter Jüngling?“ „Nein, das nicht, er war ein treuer Mensch, und mein Busenfreund. Ich habe mich oft nach ihm erkundigt, aber leider nichts mehr von ihm erfahren. Er hat sich sicher mit den sogenannten modernen Weltverbessern eingelassen, welche wohl das Gute wollen, doch das Schlechte tun, und ich vermute, er hat somit ein trauriges Ende genommen.“

„Und wenn er doch noch unter den Lebenden wäre, würdest du ihn erkennen?“

Der Michael starrt ihn lange an und fällt ihm dann um den Hals. „Du mein lieber, teurer Johannes! Wie kannst du so grausam sein, mich auf die Probe zu stellen, und dich so zu verstellen“. Da war die freudige Überraschung groß, und in den Augen der alten Leute leuchtete noch die Jugendfreude. Sogleich rief der Michael seine Frau und seine Kinder herbei und stellte ihnen den nun wiedergefundenen Jugendfreund vor. Die Frau wunderte sich auch darüber, was sich da ereignete, denn sie erinnerte sich noch in ihren Kindesjahren den Johannes gesehn zu haben. Jetzt hatten sie gegenseitig viel zu erzählen, bis die Mittagszeit herbeirückte. Da saßen sie am Tische, ließen sich wohl schmecken und waren alle fröhlich.

Als sie nun gegenseitig genug erzählt hatten, da sagte der Michael: „Nun, mein guter Freund, gehst du nicht mehr in die Pilgerschaft, du bleibst hier im Hause und nichts soll uns trennen als nur der Tod.“ Da sagte der Pilger: „Einverstanden, aber nur dann, wenn ich euch mit irgend etwas dienen kann.“ „Ach, was, alter Freund, wozu willst du uns noch dienen wollen! Ich führe noch jetzt meine Wirtschaft, aber schließlich wird mein zweiter Sohn, hier, wohl uns beide ernähren können. Mein erster Sohn, Paul, der eigentlich mein Nachfolger hier in meiner Wirtschaft sein sollte, hat die Lust gezeigt zu studieren, und er besucht schon zwei Jahre die Universität. Wäre dieses nicht so, dann könnten wir schon früher unsere Stütze und unser tägliches Brod von meinem älteren Sohne erwarten, nicht wahr?“ „Nun, der Mensch lebt nicht allein vom Brode, nicht allein von der Erde, sondern auch von der Wissenschaft. Auch sind wir beide noch nicht so alt, daß wir die Stütze der Anderen brauchen. Du mußt dich wohl glücklich schätzen, hast deine Frau und Kinder und verstehst wohl deine Wirtschaft zu führen. Du kannst stolz sein darauf was du hast, denn du lebst noch in künftigen Zeiten in deinem Geschlechte fort. Ich aber habe vieles auf meiner Pilgerschaft von meiner kostbaren Zeit verloren. Doch etwas Lebensweisheit habe ich mir in der weiten Welt gesammelt, und insolgedessen habe ich einen kleinen Dienst erweisen können. Ich habe nämlich einen jungen Mann, den Sohn eines reichen Herrn, auf den richtigen Lebensweg geleitet, und habe mir dadurch ein Vermögen für meine alten Tage verdient. Auch hat mir derselbe Herr, ein General, dafür den Ehrennamen „Socrates“ gegeben. Nun, derselbe Socrates möchte ich auch deinem Sohne Paul sein. Willst du ihn meiner Leitung anvertrauen?“ „Freilich ist mir und meinem Sohne jeder Rat von dir,

als von einem erfahrenen Manne wert und teuer.“ Darauf wendet er sich an seinen Sohn. „Nun Paul, du wirst wohl den Ratschlägen und Winken für dein künftiges Leben von seiten dieses guten Mannes gerne folgen.“ „Mein Vater, ich bin ja Student und besuche die Universität.“

„Nun ja, die Universität kannst du ja immer besuchen, aber jetzt ist die Ferienzeit und die freie Natur ist deine Universität, nun bedarfst du des richtigen Lehrers, der dich in die Sprache der Natur einführt.“ Paul: „Nun, ich will ja hören was der Herr mir zu sagen weiß.“ Darauf will der Vater des jungen Mannes etwas sagen, aber der Pilger unterbricht ihn. „Nur keinen Zwang antun, denn vorläufig genügt schon dieses. Wir werden noch gute Freunde werden, sobald wir ein wenig in der freien Natur herum wandern und Gottes Allmacht und die Natur bewundern lernen. Jetzt aber erlaubt mir euer Haus und Hof etwas näher anzusehn.“

Da zeigte der Michael dem Pilger seine inneren Räume und führte ihn dann hinauf in das zweite Stockwerk. Das Zimmer, wo sie eintraten, war groß und geräumig und hatte eine wunderschöne Aussicht über die blühenden Felder bis zu dem Kirchhofe. Diese Begräbnisstätte kannte der Pilger schon von früher, denn da ruhen auch die lieben Seinigen. Den Kirchhof schmückten Trauerweiden und andere schöne Pflanzen und im Hintergrunde erhob sich eine Felsenwand, worüber ein kleiner Berggrücken sich bildete. Als der Pilger über diese schöne Aussicht seine Freude äußerte, sagte ihm der Michael: „Dieses Zimmer steht zu deiner Verfügung, wir wollen das Möglichste tun, um dir das Leben hier bei uns angenehm zu machen.“ Der Pilger nahm diese Anerbietung dankbar an und sagte dann: „Das wird unser Studienzimmer mit Paul sein, wo die schöne Natur uns Stoff genug zu unseren Betrachtungen und Beobachtungen bietet.“ Darauf erzählt der Michael, daß sein Sohn Paul ihm viel Sorgen machen soll. „Er liest gerne die modernen Schriftsteller L. Tolstoi, Gorki und dergleichen und ist sehr geneigt, den unruhigen Gesinnungen der Jugend beizustehen und daran teil zu nehmen. Bist du im Stande, in meinem Sohne gute und friedliche Gesinnungen zu erwecken, und sie wenigstens während seiner Studienzeit aufrecht zu erhalten, dann würde ich dir wohl sehr dankbar sein, denn im reiferen Alter werden die Menschen ohnehin ernster und gefesteter.“ „Sei unbesorgt, was in meinen Kräften steht, das wird geschehen.“

Da gingen die beiden Freunde die Felder zu besehen und

kamen schließlich auch auf den Kirchhof. Der Pilger lenkte zuerst seine Schritte an die Felswand, wo die Begräbnisstelle seiner Eltern und Geschwister war. Da bleiben sie stehen. Die Augen des Pilgers wurden feucht und er sprach: „Vater und Mutter, Ihr verlaßt mich zu früh! Lebte Ihr länger, so würde es vielleicht mit mir anders sein und ich würde nicht allein hier stehn. Nun, ich will nicht murren und über mein Schicksal klagen. Dankbar bin ich der göttlichen Vorsehung, daß sie meinen theuren Freund erhalten hat, der wohl dafür sorgen wird, daß auch ich hier bei den lieben Meinigen einst meine Ruhestätte finden werde.“ Die beiden Freunde umarmten sich brüderlich. — Dann sagte der Michael „Deinen Wunsch will ich gerne erfüllen, falls ich dich überleben sollte, im anderen Falle aber wird wohl mein Sohn dafür Sorge tragen.“ Darauf verließen sie den Kirchhof und kamen nach Hause.

Den Abend haben sie sehr munter verbracht, denn zu erzählen hatten sie sich gegenseitig genug.

Als der Pilger sich abends spät schon in seinem Zimmer allein befand, fühlte er sich sehr glücklich, er legte sich zur Ruhe und träumte schön.

Am anderen Morgen, als er aufstand, sah er die Sonne hell und klar aufgehn. Er war kein Bethruder, aber das Uebermaß seiner Empfindungen, als er die schöne Natur durch sein Fenster betrachtete, hob seinen Geist dankend zu Gott empor: „Du Schöpfer der Welten und ewiger Gott, habe Dank für mein Dasein. Du leitest mich und öffnest meine Augen, um zu sehen, daß kein Wurm in deiner Schöpfung überflüssig ist. Schenke mir Kraft meinen Pflichten nachzukommen und die junge Seele, welche mir anvertraut ist, würdig und gerecht leiten zu können. Sind wir ja alle irrende Menschen, und doch sind wir verpflichtet, nach Kräften einander beizustehn. Nur einen Menschen gerettet, und ihn vom Bösen zum Guten geführt zu haben, ist schon eine Beruhigung eines Erdenpilgers. Leuchte und leite denn unsere Wege zum Guten und zur Liebe von Zeit zur Ewigkeit.“

Als der Pilger seinen Geist und seine besseren Empfindungen gestärkt hatte, kam er aus seinem Zimmer herunter, um auch seinen Leib zu stärken und mit den anderen gemeinschaftlich das Frühstück zu nehmen. Nach dem Frühstück forderte er den Paul auf mit ihm zu kommen, der ihm auch, wenn auch anfangs etwas widerwillig folgte. Sie gingen in die freie Natur, auf die Felder, in den Wald und auch auf den Kirchhof. Diesen

Weg machten sie fast täglich, und die übrige Zeit half der Pilger dem Paul zu Hause zuweilen bei seiner geistigen Arbeit. Auch den jüngeren Kindern Michaels half er beim Lernen, jedoch hielt er sich bei diesen weniger auf. Was sie da in der freien Natur täglich taten und sprachen, davon wußten die anderen nicht viel, nur bemerkten sie an Paul eine kleine Veränderung. Er sprach nicht mehr von Politik, von Studentenunternehmungen, Streifen usw., woran er früher fast leidenschaftlich hing. Dieses erleichterte dem Vater schon die Sorge für die Zukunft seines Sohnes.

So verging der Sommer und es nahte die Zeit heran, wo Paul wieder in der Universität seine Studien fortsetzen sollte.

Artig und höflich nahm er Abschied von allen und er war dem Pilger sehr dankbar.

Aus der Hauptstadt machte er den Eltern nur die nötigsten Mittheilungen, ohne daß er von dem Studentenleben irgend etwas mitgeteilt hätte. Es verging eine zeitlang, und schon brachten die Zeitungen Nachrichten von Studentenunruhen. Bald darauf verbreiteten sich die Unruhen unter der lernenden Jugend fast im ganzen Reiche, so arg wie die Pest unter dem Hornvieh! Sie hielten Reden, wo sie nur konnten, klagten über Mangel an Freiheit und munterten einander auf, der Obrigkeit zu trotzen und zu streifen. Sie wollten mit Gewalt die Regierung zwingen ihre Wünsche zu erfüllen. — Beinahe war es schon so weit gekommen, daß die Regierung gezwungen war die Hochschulen zu schließen und die Zöglinge auseinander zu treiben. Es hat sich aber nach und nach eine Gegenströmung von denen, die da friedlich arbeiten wollten, gebildet. Im Anfang mußten die friedlich Gesinnten wohl viel leiden und dulden, man ließ sie nicht reden, nicht arbeiten, vernichtete ihre Hefte usw. Nach und nach wuchs die Zahl der Friedlichen so, daß sie ihre Rechte verteidigen konnten. Einmal wagte ein Noter im Universitätssaale eine Rede zu halten wo folgende Worte vorkamen: „Meine Herrn, wir üben und lernen die Wissenschaft und wir wollen freie Männer sein, und nicht als Kinder uns lenken lassen. Wir verlangen in unseren Zusammenkünften mehr Freiheit zu Betrachtungen, um Entschlüsse zu fassen, welche die Regierung berücksichtigen muß. Wir wissen was Not tut, welche Vorlesungen wir hören und welche wir boykottieren sollen, denn die Universität und die Regierung darf uns keine Professoren aufzwingen, welche wir nicht wollen. Wir wollen einig sein und darauf losarbeiten, daß in keiner Universität im ganzen Lande

gearbeitet wird, bis die Obrigkeit unsere Wünsche erfüllt. Kein Land und keine Regierung kann ja ohne Wissenschaft existieren, und so ist die Regierung gezwungen uns nachzugeben. Es lebe die Freiheit! Die Zukunft gehört uns.“ So ungefähr war der Sinn der Rede, welche ein junger Student hielt und welche mit Bravorufen und Beifall aufgenommen wurde.

Da tritt ein anderer auf und will reden, aber seine Rede wird unterbrochen, es wird gespottet und gezißt, bis endlich seine Worte die Lärmenden übertönen.

„Meine Herrn! habet nur Geduld und lasset auch mich reden. Auch ich bin für die Freiheit. Auch ich stimme darin ein „die Zukunft gehört uns“ — nur kommt es blos darauf an, wie wir die Zukunft empfangen, und noch viel mehr darauf, wie wir uns für unsere Zukunft vorbereiten. Ist es hierbei nicht besser mit denjenigen in Einigkeit zu leben und ihren Winken im Leben zu folgen, welche schon eine Vergangenheit haben? Wie können wir von unserer zukünftigen Jugend Sympathie erwarten, wenn wir unseren Vorgängern und Vorgesetzten nur Antipathie zeigen, und sie mit Streifen oder Boykottierungen beschweren? (Unruhen). Vorbereiten wollen wir uns für unsere Zukunft, und diese Vorbereitung besteht darin, daß wir friedlich lernen und somit unsere Wissenschaft fördern helfen (steigende Unruhe). Diese unsere Hauptaufgabe und Vorbereitung für unsere Zukunft besteht darin, Politik und alles zu vermeiden, was unsere friedlichen Studien stören könnte. Dann wird unsere friedliche Arbeit uns stark machen und wird uns sodann keine Polizei und niemand stören, falls wir uns selbst nicht stören und durch unsere Uneinigkeit unsere Kräfte lahm legen (Laute werden hörbar „Nieder mit dem Schwarzen, es lebe die Freiheit“). Ja wohl es lebe die Freiheit! und wer ist nun hier für und wer ist gegen die Freiheit (Die Unruhen und Unterbrechungen werden immer größer). Ich bin bereit für die Freiheit zu leben und zu sterben, und wollt ihr mich zu eurem Märtyrer haben, so schenkt mir doch erst die Freiheit zu reden (da wird es ruhiger). Wir sind Kollegen und Brüder, und sollte die Mehrzahl unserer Brüder auch nicht dafür sein mit friedlichen Bestrebungen die Regierungsverlast zu erleichtern und zu unterstützen, so seien wir doch nicht herzlos gegen unsere ärmeren Brüder, welche nicht die Streife mitmachen und aushalten können. Es sind hier junge Leute von armen Eltern, die in größten Entbehrungen gelebt und das Letzte darauf gesetzt haben, um doch die Kurse zu beenden. Jetzt sind nun manche von diesen strebsamen Schülern

schon ruiniert, ihre Mittel sind erschöpft, die Hefte von ihren Kollegen zerissen, so daß ein solcher Jüngling ratlos und traurig seiner Zukunft entgegen sieht.

Auch er wollte die Freiheit zu seinen weiteren Bestrebungen machen, hier im Tempel der Wissenschaft sich geschützt zu wissen — aber seine Freiheit wurde ihm geraubt und seine Karriere vernichtet und zwar durch seine Kollegen.

Wäre es nicht besser, hier in unserer Studienzeit nur für die Wissenschaft zu leben und jede Politik, gewaltsame Taten und Streife zu vermeiden? Unsere Wünsche können wir ja auch auf friedlichem Wege der Obrigkeit vorlegen und das Nötigste werden wir gewiß erlangen. Unsere Universität sei uns, als Tempel der Wissenschaft heilig, wo keine Politik hineindringen darf, um unser ruhiges und friedliches Lernen zu stören.“

Am Schlusse der Rede wurde es schon etwas ruhiger und dem Redner wurde sogar etwas Beifall gesagt.

Seit der Zeit hat sich die Strömung der Bestrebungen der Jugend in der Hochschule gebessert. Es sammeln sich immer mehr und mehr unter die Fahne, worauf geschrieben steht: „Unsere Universität sei als Friedens-Tempel nur der Wissenschaft geweiht“. Die Gefahr, welche der Regierung und dem ganzen Lande drohte, die Hochschule schließen zu müssen ist nun vorüber, und dieses war nur einigen wenigen Jünglingen zu verdanken, welche den Mut und die Kraft hatten, die Ausartung der modernen Bestrebungen zu bekämpfen.

In Pauls Heimat blieb alles beim alten, nur seine Eltern waren in großen Sorgen und suchten immer die Artikel in den Zeitungen, in welchen von den Studentenunruhen geschrieben wurde.

Unser Pilger hatte aber keine Sorgen wegen seines Zöglings Paul, und er hatte auch die Eltern wegen ihres Sohnes beruhigt und getröstet.

Erst gegen das Frühjahr, am Ende des Semesters, wurde in den Zeitungen geschrieben, daß mehrere Studenten, welche die friedlichen Bestrebungen gefördert hatten, eine Kaiserliche Belohnung erhalten haben. Da waren alle begierig zu wissen, wer diese jungen Leute wohl sein mögen. Es dauerte auch nicht lange, da wurde auch der Name des uns schon bekannten Friedensredners genannt und es war kein anderer als unser Paul Kristjan. Nun war die Freude groß und sie fühlten sich überglücklich. Der Pilger stand ihnen immer als guter Ratgeber an der Seite, er tröstete sie im Trübsale und hielt sie auch jetzt von ihren allzu-

großen Äußerungen der Freude zurück, indem er sagte: „Es ist gut und lobenswert, daß Euer Sohn dazu beigetragen hat, die friedlichen Bestrebungen in der Hochschule zu erwecken, jedoch hat er nicht mehr getan, als unsere menschliche Pflicht von uns allen fordert. Wir sind frei und jeder Mensch kann und soll sich immer dem Guten anschließen, er kann Großmut, Friede und Einigkeit fördern, er kann aber auch zu Unruhe, Zwietracht und Kampf die Veranlassung geben. Die Strömung des menschlichen Strebens geht auf und abwärts, jeder einzelne kann zur Lenkung der Strömung beitragen, denn die ganze Menschheit ist ja nur von einzelnen Menschen zusammengesetzt.“

Im Frühjahr kam Paul wieder zur Ferienzeit zu seinen Eltern nach Hause, wo er mit Freuden empfangen und begrüßt wurde.

Jetzt verstand der junge Mann schon seinen Sokrates besser zu würdigen und zu schätzen, denn er wußte, wie sein Beistand ihm schon genützt hatte.

Nach seinen Ratschlägen hatte er angefangen die Philosophie zu studieren, womit auch seine Eltern einverstanden waren, und er machte darin auffallend große Fortschritte. Sie machten wieder tägliche Ausflüge in die freie Natur, denn Naturkenntnisse waren, nach der Aussage des Pilgers, die ersten Bedingungen zur Philosophie, welche uns zu Erkenntnissen der irdischen und himmlischen Sachen führen können.

Die Philosophie im Kopfe des Schwachen ist gefährlicher als das scharfe Messer in den Händen des Kindes, dieses wußte der Pilger und darnach prüfte er seinen Schüler Paul. Die Hauptschwierigkeit machte ihm die Religion, welche er durchaus fördern wollte, denn Religion, welche sich auf dem Grunde der Philosophie aufbaut, bleibt für alle Zeiten bestehen, daher scheute er keine Mühe, um den Menschen zu seiner Gottheit zu führen.

Einmal, als sie auf eine schöne Wiesenfläche im Walde, welche schon die Lieblingsstätte ihrer Betrachtungen geworden war, gelangt waren, erzählte der Pilger seinem Schüler viel von den Schönheiten der Natur, von der Religion und den menschlichen Empfindungen zu Gott. Darauf fragt Paul „Was ist denn Gott und was tut er?“ Der Pilger erwiderte: „Siehst du die leichte Wolke dort oben unter dem Himmelszelt schweben? Nun, diese geleitet die unsichtbare Hand Gottes. Diese Erklärung ist dir jedoch nicht genügend, denn du bist schon ein großes Kind geworden, um das so aufzufassen. Kinder müssen wir aber sein und bleiben, unser Lebelang, wenn wir glücklich leben und selig

sterben wollen, denn wir sind Kinder der Natur und Kinder Gottes. Wir müssen wissen, daß wir vom höheren Willen, von der Gottheit abhängig sind.“ — „Die Wissenschaft spricht aber von Naturgesetzen und von Ereignissen, wo eine Notwendigkeit die andere treibt, und so wohl alles; notwendigerweise sein und existieren muß. Worauf gründet sich denn unsere Religion?“ „Mein Lieber, ich sehe, daß dir noch viele Erfahrungen fehlen, bis du die nichtigen, pessimistischen Betrachtungen ganz überwältigen wirst, bis du von deinen Kenntnissen zu den wahren Erkenntnissen gelangen wirst. Wenn die Wissenschaft uns nur bis dahin geleiten sollte, wo alles der Notwendigkeit unterworfen ist, dann wären wir ja wie willenlose Klöße, oder wie die Sandkörner, die vom Winde hin und her getrieben werden.“

Die Wissenschaft kann wohl mit dem Licht verglichen werden, aber was ist das Licht ohne Wärme, und was ist das Wissen ohne Empfinden. Jedoch sind die Sonnenstrahlen von der Wärme geleitet belebend, und die Wissenschaft ist von besseren Empfindungen begleitet, beglückend. Wenn uns die Wissenschaft lehren sollte, daß nur eine Notwendigkeit die andere treiben soll, wer sitzt denn da hinter den treibenden Notwendigkeiten? Woher kommen denn die Notwendigkeiten und wo enden sie? Wo ist dem Raume eine Grenze und der Zeit ein Ende gesetzt? Glücklich ist nur derjenige, über dessen Wissen und Können der höchste Wille des allschaffenden göttlichen Geistes waltet, der ihm heilig ist, und dem er sich mit Leib und Seele ergeben fühlt.“ „Deine schönen Betrachtungen und Erklärungen von Gottes Geist werden mir wohl immer begreiflicher, aber ich kann die persönliche Gottheit so nicht fassen wie unsere Kirche uns lehrt und kann es so nicht glauben.“

„Du sollst auch nicht buchstäblich daran glauben, denn der Buchstabe tötet und nur der Geist macht lebendig. Gott ist Geist und wir müssen ihm im Geiste dienen usw. Also wir können von unserer kirchlichen Religion wohl das Gute nehmen, aber nicht gegen unsere Überzeugung uns etwas aufzwingen lassen, denn die wahre Religion leidet keinen Zwang, sondern bildet sich nach dem Zeitgeist, und sie ist der Reform unterworfen. Es waren viele Götter auf Erden, aber die Zahl der persönlichen Gottheiten verschwindet und es bleibt nur der Geist, die göttliche Kraft nach. Die alten Glaubenstraditionen erwärmen uns nicht mehr, weil sie mit unserer Überzeugung nicht mehr in Einklang stehen können, darum dürfen wir darin wohl auch etwas freier urteilen. Uns ist ein fühlend Herz gegeben und wir können

das Gute üben, tun wir das, so kommen wir durch Tugend und Güte der Gottheit näher, dann sehen und begreifen wir, daß die Gottheit unumfaßbar ist, und wir sind nicht beschränkt in unseren Ausdrücken und Empfindungen zu Gott, gleichviel ob wir ihn nennen: der ewigschaffende Geist, die Gottheit, der himmlische Vater usw. Die Begriffe der Gottheit bleiben immer dieselben, denn Religion heißt Sein mit Gott.“

Dieses soll dich aber nicht irre führen und dich auch nicht feindlich gegen unsere Kirche machen, weil die Grundgedanken nicht etwa buchstäblich übereinstimmen, nein, der Geist macht lebendig.“

Nun waren die Meinungsverschiedenheiten in religiöser Hinsicht beseitigt und der Schüler verstand den Lehrer vollkommen.

Paul belästigte seinen Sokrates nun nicht mehr mit dergleichen religiösen Fragen, welche eigentlich auch jedem gebildeten Menschen selbstverständlich sein sollten und hauptsächlich denen selbstverständlich, welche nicht nur die wissenschaftliche Bildung, sondern auch die Herzensbildung, schätzen und lieben.

Der Pilger brachte Paul nicht nur die Lebensphilosophie und Herzensbildung bei, sondern er half ihm auch sonst in seinem Lernen und Arbeiten.

So flog die Zeit vorüber bis zum dritten Sommer, da wurde aber in der Ferienzeit erst recht tüchtig gearbeitet, denn in dem nächsten Winter sollte Paul sein Schlußexamen machen. Da wurden so manche Lieblingsbetrachtungen in der Natur, Religion und Lebensphilosophie bei Seite gelassen und die Kraft und die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die schablonmäßige Schularbeit gerichtet.

Der Pilger war mit den Schulregeln in der Hochschule nicht so recht einverstanden, denn er meinte, es wäre besser, wenn in der Schule weniger, aber gut gelernt würde. Jetzt aber stopft man den Kopf voll und oft mit Sachen, die im Leben wieder vergessen werden müssen.

Das viele Lernen würde ja sonst nicht schaden, aber es verlangt viel Zeit und Kraft, und dürfte so den menschlichen Empfindungen und der Herzensbildung nachteilig werden. Wahrscheinlich dachte er dabei an den ersten Sokrates und an seine Zeit. Damals existierte noch keine solche Schulschablone wie in unserer Zeit, aber der Geist war damals noch heller und

lebendiger als in unserer schulreichen Zeit. Auch wollte der Sokrates der Vielgötterei ein Ende machen, welche Idee er aber mit dem Todesfelch büßen mußte.

Hoffentlich werden unsere Kirchenväter] gnädiger sein, falls da jemand mit einigen Buchstaben die Glaubenslehre vereinfachen und so reformieren sollte um dem Zeitgeist den Weg zu ebnen.

Der Pilger hat aber Paul trotzdem nie an seinem regelmäßigen Studieren und an seinen Aufgaben zum Examen irgendwie gehindert.

Er sagte: „Die Regeln der Universität muß man immer befolgen, selbst wenn man da auch manches lernt, was im Leben nicht direkt nötig sein sollte, man kann aber auch in vieler Hinsicht nicht genug lernen, denn der Mensch lernt so lange er lebt.“

Der Sommer verging und der Herbst war herbeigerückt, wo Paul wieder in die Hauptstadt gesandt werden mußte. Die Eltern gaben dem Paul ihren Segen mit, ebenso auch sein „Sokrates“, welcher sagte: Beweise deinen Professoren, daß du gut gelernt hast, aber noch wichtiger als dein Examen ist dieses, wie du das Gelernte im praktischen Leben anwenden wirst, und dazu wünsche ich dir Glück und Gottes Segen.“

Aus der Hauptstadt hatten die Eltern nur selten Nachricht von Paul, denn er hatte bei seinem Lernen wenig Zeit um Briefe zu schreiben, jedoch die nötigen Mitteilungen vergaß er nie einen Eltern zu machen.

Im Frühjahr kehrte Paul nach glücklich überstandnem Schlußexamen wieder nach Hause zurück. — Sein außergewöhnlicher Fleiß hat es ihm möglich gemacht, sich sofort an seine Doktor-Dissertation zu machen.

Da waren sie alle froh, nur der Pilger blieb ruhig. Schließlich sagte er: „Nun jetzt bin ich hier im Haus wohl überflüssig.“ Da sagte der Michael: „Nein, mein lieber Freund, du bleibst bei uns dein Lebelang und du wirst hier stets als Familienmitglied angesehen werden.“ Dann erst fiel es dem Paul ein, die Dankbarkeit seinem Sokrates gegenüber zu bezeugen, indem er sagte: „Dir habe ich alles zu verdanken, denn du hast mir die rechten Winke und die richtige Lehre des Lebens gegeben, die ich immer beherzigen werde und bleibe dir dankbar mein Lebelang.“

Dieses war dem Pilger schon ein Trost und eine Genugthuung. Er dachte nicht mehr auf die Wanderschaft zu gehen und dankbar nahm er das Anerbieten an, seine alten Tage da selbst zu verbringen.

Er hielt sich von nun an meistens in seinem Erkerzimmer auf, wo Paul ihn öfters besuchte, solange er noch da war, denn ein Jahr noch der Beendigung seiner Studien nahm Paul in der Hauptstadt einen wichtigen Posten an.

Seine Spaziergänge machte der Pilger hauptsächlich nur auf dem Kirchhofe. Er lebte noch zwei Jahre nach Pauls Abfahrt und dann legte er seinen Pilgerstab nieder. Der Mann, der in der Jugend unruhig, brausend, als Weltverbesserer auftrat, hatte sich endlich mit der Welt versöhnt und ging ruhig und ergeben seinem letzten Ende entgegen.

Eines Morgens, es war wieder Frühjahr, als er seine gewöhnliche Morgenandacht gehalten, schaute er durch sein Fenster mit besonderer Begierde auf die blühende Natur hinaus und sein Blick reichte bis zu der Felsenwand auf dem Kirchhofe, wo seine Eltern ruhten.

„Bald muß ich wohl dieses schöne Zimmer verlassen und mir eine bleibendere Wohnung nehmen. Bald werde ich die herrliche Natur nicht mehr betrachten können, denn meine Pilgerschaft geht zu Ende. Die ewigen Arme werden mich bald empfangen und zurückführen dorthin, von wo alles Leben kommt, und wiederum zurückkehrt bis in Ewigkeit“.

„Du, Lenker der Welten, himmlischer Vater, habe Dank für mein Leben, vergib mir meine Sünden, und nimm mich zurück zur Ewigkeit, zur Seligkeit. Viel habe ich gewollt, doch wenig vollbracht. Mein irdisches Glück habe ich durch meine Pilgerschaft verschertzt, doch habe ich auf meiner Wanderschaft die Lebensweisheit gelernt, um mich der göttlichen Vorsehung mit Freuden zu fügen im Leben und im Sterben.“

Vater im Himmel! lenke die Willenskraft in den Menschen so, daß sie nicht etwas unmögliches zu erstreben suchen.“ So etwa war sein Selbstgespräch und seine Morgenandacht. Dann ging er aus seinem Zimmer herunter, war aber tagüber sehr zurückhaltend, wo er doch sonst immer sehr gesprächig war. Auf dem Kirchhofe weilte er an dem Tage sehr lange und kam erst am Abend von dort nach Hause. Am Abend fühlte er sich etwas unwohl, ging zeitig in sein Zimmer und legte sich zur Ruhe. Er schlief schlecht und träumte viel.

Der erste Traum bestand aus Kämpfen und Streben, Hassen und Verfolgungen. Alles Bestehende vernichtend, für eine bessere Welt, wo keine Arme und keine Reiche mehr sein sollen und wo sie gut und brüderlich leben sollen u. s. w. „Das ist dein Kommunismus,“ hörte er eine Stimme. „Das war ja nur mein Jugendfehler,“ rief er, aber niemand hörte auf seine Worte. —

Da kamen andere Erscheinungen, Not und Glend. Die Weiber und Kinder schrien nach Brot und die Männer schrien: „Gebt uns Arbeit“, aber niemand konnte ihnen weder Brot noch Arbeit geben, denn die menschliche Tätigkeit und alle Unternehmungen sind wie ausgestorben und insolgedessen sind alle die Vorräte schon verzehrt.

Eine Stimme: „Sagt euren Weltverbessern, so ist der Erfolg ihrer modernen Bestrebungen. — Durch den Kommunismus vernichteten sie die menschlichen Bestrebungen und Unternehmungen und insolgedessen ist Not und Glend unausbleiblich.“

Da sah er im Traume noch alle seine Sünden und Vergehen, die er im Leben kaum bemerkt hatte, und er wurde sehr unruhig. Er wachte auf und fühlte sich sehr krank, seine Seelenleiden waren jedoch viel größer als seine körperlichen Schmerzen, und er war wie in Höllenqualen. — Schließlich schlief er wieder ein. Da nahte sich ihm ein Genius im schneeweißen Gewande, einen Palmenzweig in der Hand haltend, und sprach zu ihm: „Du irrtest und sündigtest nicht mit Willen, deine Sünden sind dir vergeben.“ Er sah noch eine Reihe von Engeln in weißen Gewändern, Palmen in Händen haltend und singend: „Ein Erdenpilger hat vollführet seine Zeit und kehret jetzt zurück in die Ewigkeit. Selig, selig, selig sind die Geschiedenen“.

Der Pilger erwachte und glaubte immer noch den Engelsingang zu hören. Er fühlte nicht mehr den Seelenschmerz, sondern nur eine körperliche Schwäche.

Da klingelt er, und bald darauf tritt der alte Hans ein. „Bitte den Michael zu mir zu rufen,“ sagte der Pilger. Hans war erschrocken und eilte sofort dieses dem Wirt zu sagen. Der Wirt kleidete sich an und eilte zu seinem Freunde. Der Pilger war schon sehr schwach. „Erfülle meinen letzten Wunsch.“ Dabei reichte er dem Michael einen kleinen Schlüssel und zeigte mit der Hand auf den Tischschubkasten hin. Da sank er zurück, atmete noch ein paarmal und schlummerte ein.

Michael weckte nun alle und der erste, der zu dem Geschiedenen hineilte, war Paul, und bald standen sie alle um den Entschlafenen.

Es war schon Morgendämmerung und alle blieben bei ihm, bis die Sonne aufging.

Bald leuchtete und belebte die Sonne wieder die Welt, aber zwei Augen, welche noch gestern sich der Sonnenstrahlen freuten, blieben auf immer geschlossen.

Um den letzten Willen des Verstorbenen zu vollbringen, öffnete Michael sogleich am Tage den Tischschubkasten.

Da waren viele Handschriften und gleich vorne lag ein Päckchen Geld, wobei folgendes geschrieben stand: „Mein lieber Paul, das Geld habe ich von meinem ersten Schüler verdient und überlasse es jetzt dir, meinem zweiten Schüler, mit dem Wunsche, dafür den Armen unserer Stadt einen frohen Tag zu bereiten und vergessest dabei nicht den alten guten Hans.“

Lebet wohl und freuet euch, daß ein Erdenpilger zu seinem Endziele gelangt ist.

Dein Sokrates.

Da trat auch der Paul ins Zimmer und als er das Schreiben las, war er sehr gerührt. „Mein guter Meister, mit Freuden werde ich deinen Wunsch erfüllen. Im Leben hast du nur Gutes getan und im Tode befehlst du mir nach deinem letzten Willen, ein herrliches Werk zu vollbringen. Jawohl, nach Kräften werde ich dafür sorgen den Armen einen frohen Tag zu bereiten und nie werde ich in meinem Leben vergessen, deine edlen Taten nachzuahmen.“ Er faltete das Papier und behielt es als ein teures Andenken an seinen Lehrer.

Als der Pilger beerdigt war, hat Paul treulich den Wunsch des Verstorbenen erfüllt. Alle die Armen und Bettler wurden eingeladen und ihnen gute Speisen und Getränke vorgelegt. Das übrige Geld wurde unter ihnen allen gleichmäßig verteilt. Der alte Diener Hans erhielt aber von Paul noch ein extra Geschenk.

Am zweiten Tage sammelten sich wieder die Armen und gingen auf die Wiesen und Felder, sammelten Blumen und brachten sie auf das Grab des Geschiedenen. Zugleich pflanzten sie einen Baum auf die Begräbnisstätte des Pilgers, wobei auch der alte Hans nach Kräften beschäftigt war.

Oft wurde das Begräbnis des Pilgers besucht, und manche Tränen fielen darauf, woraus schöne Blümelein entstanden.

Im Herbst, wenn die Blätter weß wurden und die Schlingpflanzen niederfielen, ward die Schrift auf dem Felsen über dem Grabe sichtbar:

Leb wohl, du schöne Welt!

Auch ich habe zur Zeit gelebt

Und das herrliche Licht der
Sonne geschauet,
Leb wohl du schöne Welt!

Der Pilger.

Die Geschichte des Pilgers hat sich schon vor vielen Jahren abgespielt. Das Bäumchen, welches die Armen auf dem Grabe des Pilgers gepflanzt hatten, ist jetzt schon ein mächtiger Baum geworden. Die Vöglein unter dem Himmel suchen vor dem Ungewitter unter seiner Krone Schutz und danken dafür dem Schöpfer des Himmels durch Lobgesänge.
